

---

Pastoralblatt für die Diözesen  
Aachen, Berlin, Hildesheim,  
Köln und Osnabrück

---

**Mai 5/2019**

---

71. Jahrgang

**Aus dem Inhalt**

---

Egbert Ballhorn

## **Die Bibel in der Liturgie der Gemeinden**

Erfahrungen mit dem Hunger nach dem Wort und der Sehnsucht  
nach dem Sattwerden

Thomas P. Föbel

## **„Existenzfrage Gott“**

Zwei Provokationen und ein Plädoyer für postmoderne Christinnen  
und Christen in der Spur Karl Rahners

Christian Hennecke

## **Notwendende Neuerfindung der Wege zum Leben**

Amoris Laetitia und die Ehe-, Familien- und Lebensberatung

**PASTORALBLATT**

## Inhaltsverzeichnis

Uta Raabe	
<b>„Jeder achte nicht nur auf das eigene Wohl ...“ (Phil 2,4)</b>	130
<hr/>	
Egbert Ballhorn	
<b>Die Bibel in der Liturgie der Gemeinden</b>	
Erfahrungen mit dem Hunger nach dem Wort und der Sehnsucht nach dem Sattwerden	131
<hr/>	
Thomas P. Föbel	
<b>„Existenzfrage Gott“</b>	
Zwei Provokationen und ein Plädoyer für postmoderne Christinnen und Christen in der Spur Karl Rahners	136
<hr/>	
Christian Hennecke	
<b>Notwendende Neuerfindung der Wege zum Leben</b>	
Amoris Laetitia und die Ehe-, Familien- und Lebensberatung	142
<hr/>	
Leserbrief	146
<hr/>	
Markus Urbatzka	
<b>Radwegkirche Egen</b>	
Ein Dorf heißt radelnde Gäste in ihrer Kirche willkommen	147
<hr/>	
Christoph Stender	
<b>Heilig, konkret und zukunftsfähig</b>	150
<hr/>	
Klaus Thranberend/Luis Reichard/ Martin Schmidt	
<b>Liturgie ist Kommunikation</b>	156
<hr/>	
Rezensionen	
<b>Markus Etscheid-Stams/Regina Laudage-Kleeberg/Thomas Rünker (Hrsg.): Kirchenaustritt – oder nicht?</b>	159
<hr/>	



Liebe Leserinnen und Leser,

*„Siehe, es kommen Tage – Spruch GOTTES, des Herrn –, da schicke ich Hunger ins Land, nicht Hunger nach Brot, nicht Durst nach Wasser, sondern danach, die Worte des HERRN zu hören“ (Am 8,11).* Folgt man den Beobachtungen des Alttestamentlers der TU Dortmund, **Prof. Dr. Egbert Ballhorn**, so ergibt sich ein Spagat: Der „Hunger nach dem Wort“ ist bei den Gläubigen – und gerne ergänze ich: zumindest auch bei den Suchenden – deutlich spürbar, aber sie kommen an der erwarteten Quelle, welche nun zunächst einmal die Homilie in der sonntäglichen Eucharistie ist, nicht „auf ihre Kosten“. Der „Marktplatz der Verkündigung des Wortes Gottes“ (zum

Bild vgl. Jes 55,1ff) bietet oft genug – sicherlich nicht immer und überall – wenig Sättigendes.

Unter der vielleicht irritierenden Überschrift „Existenzfrage Gott“ fasst der Fundamentaltheologe **AOR PD Dr. Thomas Föbel** von der Uni Bonn zwei Fragestellungen zusammen: die bange Frage nach Gottes Existenz wie diejenige nach seiner möglichen Bedeutung für die individuelle Existenz. Die Fragen zu stellen bedeutet zugleich, dass sie sich nicht erledigt haben. Aber wo die Antworten zu suchen sind, ist damit noch nicht angezeigt. Spannenderweise landet der im Wissenschaftsbereich arbeitende Theologe nicht bei den „Büchern“.

Nach seiner „Bistums-Besichtigungstour“ in der Januar-Ausgabe des Pbl wendet sich **Ordinariatsrat Dr. Christian Hennecke**, Seelsorgeamtsleiter im Generalvikariat Hildesheim, diesmal der Ehe-, Familien- und Lebensberatung seines Bistums anlässlich ihres vierzigjährigen Jubiläums zu. Wer den Autor und seine Veröffentlichungen kennt, ahnt, dass es hier nicht bei einer klein abzirkulierten Binnenbetrachtung bleibt, sondern Grundsätzliches zur Rede kommt. Dazu lädt die Folie, auf der die Wahrnehmung der Beratungsarbeit erfolgt, schon selbst ein: das nachsynodale Schreiben *Amoris Laetitia* von Papst Franziskus. Es bleibt aktuell, auch wenn das nächste zur Jugendsynode schon erschienen ist, wozu in absehbarer Zeit auch ein Artikel in dieser Zeitschrift vorgesehen ist.

Radfahren ist „in“, und es ist gut, wenn die Kirche dieses an sich weltliche Hobby nutzt, um die Radwege zu sich zu lenken und damit Christus als den Einladenden und Ruhe Schenkenden erfahrbar werden zu lassen. Eine entsprechende Initiative vor Ort präsentiert **PR Markus Urbatzka** aus Wipperfürth: Eine Dorfkirche wird im wörtlichen Sinne „attraktiv“.

Heilige und Heiligtümer haben **Pfr. Christoph Stender**, Geistlicher Rektor des ZdK in Bonn und Priester des Bistums Aachen, schon öfters beschäftigt. Diesmal geht es um das Grundsätzliche: die Bedeutung und Erfahrbarkeit des Heiligen – gerade auch für Menschen, denen „die Heiligen“ wenig sagen.

**Pfr. Klaus Thranberend** von der Kath. Hochschulgemeinde Köln, **Luis Reichard**, Referent für Musik und Liturgie, sowie **Martin Schmidt**, Student im Fach Jazzpiano, haben sich zusammengetan, um für die Hochschulgemeinde eine Eucharistiefeier mit Songs aus der Pop-Szene in „Kommunikation“ zu bringen. Der kleine „Ausklang“ dieser Pbl-Ausgabe bringt Hintergrundüberlegungen, Durchführung und Rezeption bei den Mitfeiernden zur Sprache.

Einen hoffentlich wonnevollen Mai wünscht Ihnen

Ihr

Gunther Fleischer

---

# Impuls

---

Uta Raabe

## „Jeder achte nicht nur auf das eigene Wohl ...“ (Phil 2,4)

---

„Paulus ermutigt in seinem Brief an „alle Heiligen in Jesus Christus, die in Philippi sind“ dazu, einander in Liebe verbunden zu sein und den anderen höher einzuschätzen als sich selbst. „Jeder achte nicht nur auf das eigene Wohl, sondern auch auf das der anderen“ (Phil 2,4).

Das Wohl des anderen steht höher als das eigene Wohl. In der Nachfolge Jesu zu leben heißt, nicht nur für sich selbst, sondern für andere zu leben.

Papst Benedikt XVI. griff dies bei seinem Besuch in Deutschland 2011 in seiner Predigt in Freiburg auf: „Christliche Existenz ist Pro-Existenz: Dasein für den andern, demütiger Einsatz für den Nächsten und für das Gemeinwohl.“

Ganz in diesem Sinne ruft der BDKJ (Bund der Deutschen Katholischen Jugend) mit seinen Verbänden dazu auf, besonders am letzten Wochenende im Mai, „die Welt ein Stückchen besser zu machen“. Mit der 72-Stunden-Aktion „Uns schickt der Himmel“ setzen Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene sich für andere ein und möchten dem Glauben Hand und Fuß geben. Mit vollem Einsatz sind sie solidarisch mit anderen und geben so regionale Anstöße für die gesellschaftliche und soziale Entwicklung.

Nicht nur auf das eigene Wohl, sondern auf das der anderen achten auch die Mit-

glieder, die sich auf der Internet-Plattform „www.nebenan.de“ registrieren. Sie sind dem Aufruf „Entdecke deine Nachbarschaft! Mach mit und belebe deine Nachbarschaft“ gefolgt und wollen sich konkret mit den Menschen in ihrem Lebensumfeld treffen. Im digitalen Zeitalter, in dem man sich oftmals mehr virtuell als real begegnet, will die unkommerzielle Internet-Plattform „nebenan.de“ dazu beitragen, dass Menschen sich im „echten“, d.h. im realen, un-virtuellen Leben miteinander verbinden. Nachbarschaft bedeutet Kontakt in definierten Grenzen, örtlich und auch digital, jedoch in einem geschützten Bereich. So kann man in seinem überschaubaren Wohnbereich finden, was die eigenen Nachbarn interessiert und was sie anbieten. Und all das steht unter drei goldenen Regeln für ein gutes Miteinander: Sei nett – sei ehrlich – sei hilfsbereit.

Hier wird Verantwortung übernommen für die Anliegen vor Ort. Was für eine Chance für christliche Gemeinden, sich hier zu beteiligen und mit anderen – ob getauft oder nicht – auf das Wohl zu achten, auf das eigene und auf das der anderen! Hier werden Beziehungen geknüpft weit über das gemeindliche Milieu hinaus. Hier kann das Evangelium neu gelernt werden aus der Sicht der Menschen, mit denen wir leben und mit denen wir im Kontakt sind. Die Inkulturation des Evangeliums richtet sich nicht nur in anderen Kulturen nach den Menschen vor Ort und ihrer Kultur, sondern auch hier bei uns. „Lass mich dich lernen, dein Denken und Sprechen, dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich dir zu überliefern habe.“ - hier kann der Wunsch von Bischof Klaus Hemmerle konkret werden.

Und die ganze Idee der gemeinsamen Verantwortung füreinander wird Ende Mai auch noch gefeiert - am „Tag der Nachbarn“, einer bundesweiten Aktion für mehr Gemeinschaft und weniger Anonymität. Lokal und real.

---

Egbert Ballhorn

# Die Bibel in der Liturgie der Gemeinden

**Erfahrungen mit dem Hunger nach dem Wort und der Sehnsucht nach dem Sattwerden**

---

Eine Begegnung mit der Bibel lässt mir noch jetzt eine Gänsehaut den Rücken heruntergehen. Wir hatten uns mit der Arbeitsgruppe „lectio divina“ des Bibelwerkes getroffen, und wie jedes Mal begannen wir unsere Sitzung zur Vorbereitung der nächsten Materialien mit einem Schriftgespräch. Jemand hatte als Text den Johannesprolog ausgesucht, und beim Vorlesen traf es mich wie ein Schlag: Diesen Text, der ja keiner der unbekanntenen Texte der Bibel ist, er las ihn so vor, dass ich völlig Neues hörte, dass ich ganz neu inhörte. Man konnte aus dem Vorlesen schon die lange Geschichte heraushören, die den Lesenden mit diesem Evangelium verband. Und er las gar nicht gewollt ausdrucksvoll; er las aber einfach so, dass mir schon beim Hören ganz neue Erkenntnisse über diesen Text kamen. Was für ein Geschenk! Was für ein Potential ist in den biblischen Texten, wenn man sich ihnen überlässt. Könnte man dieses Potential der Bibel nicht noch fruchtbarer machen auch in unserem gottesdienstlichen Leben?

Andere Erfahrungen möchte ich hier auch nicht verschweigen. Am Vierten Adventssonntag tritt der Pfarrer zur Predigt an den Ambo: „In diesem Advent möchte ich die Texte mit Ihnen teilen, die mich selbst bewegen“. Da lacht das Herz des Bibelwissenschaftlers in der Gemeinde, und er freut sich auf eine Auseinandersetzung mit einer der biblischen Lesungen. Als Predigt wird dann aber eine Kalendergeschichte aus „Andere Zeiten“ vorgelesen. Es geht um einen Kuchen

unter dem Sofa in der kargen Nachkriegszeit. Ich frage mich: Was geschieht hier? Eine solche Predigt-Erfahrung ist kein Einzelfall. In der Christmette erläutert die Predigt (anderer Pfarrer, andere Gemeinde) das Geheimnis von Weihnachten: dass man sich klein machen müsse, um es zu verstehen – wie bei der niedrigen Eingangstür der Geburtskirche zu Betlehem. Dieser Gedanke ist hilfreich, nur: er wird seit einigen Jahrzehnten in jeder dritten Weihnachtspredigt erwähnt. Ich frage mich: Warum ist es anscheinend so viel verlockender, das Gebäude der Geburtskirche in Betlehem zu deuten statt die Texte? Aus vielen Predigten höre ich ein intensives Bemühen um Alltagsnähe heraus, darum, der hörenden Gemeinde etwas mitzugeben. Aber verschieben sich da nicht zu oft die Gewichtungen – hinweg von der Bibel?

Es geht mir nicht um die reichliche Schilderung von Anekdoten aus der gemeindlichen Wirklichkeit, sondern um die Frage, welche Rolle das Wort Gottes in der sonntäglichen Gemeindeliturgie in unseren Breiten spielt. Dass es viele positive Gegenbeispiele gibt, liegt auf der Hand. Es sind gerade die besonderen Gelegenheiten, an denen Gottesdienste sorgfältig, mit Liebe und hohem Aufwand gestaltet werden, und es gibt besondere Orte, an denen ansprechende Formen der Gottesdienstfeiern erprobt und praktiziert werden und viele Menschen ansprechen. Mein Blick richtet sich jedoch vor allem auf den liturgischen „Alltag“, auf die Fülle der Sonntagsgottesdienste und darauf, wie in ihnen mit der Bibel umgegangen wird.

## Was geschieht

Seit einigen Jahrzehnten sitze ich, wie es sich für einen Laintheologen gehört, der keinen pastoralen Beruf ausübt, in wechselnden Gemeinden aufmerksam, aber stumm im Gottesdienst. So meine ich, inzwischen einen brauchbaren Einblick in die kirchliche Predigtpraxis zu haben. In ihr bündelt sich wie in einem Brennglas die

derzeitige kirchliche Situation. Als Exeget, dessen Beruf und dessen Berufung das Wort Gottes ist, mache ich die Beobachtung: Nicht nur die gegenwärtige Predigtpraxis hat die Bibel wenig im Blick. Vielmehr kommt die Bibel in den sonntäglichen Gottesdiensten kaum vor.

Eine umfassende Analyse kann im Rahmen dieses Beitrags nicht geleistet werden, hier können nur einige Schlaglichter die Szenerie beleuchten und deutlich machen, dass die Problemlage vieldimensional ist. Die Liste der Beobachtungen ist lang, und sie ist für jemanden, dem die Bibel kostbar ist, schrecklich: Sie beginnt damit, dass es in Deutschland in den meisten Gemeinden seit Jahrzehnten üblich ist, in den Sonntagsgottesdiensten eine der biblischen Lesungen (in vielen Gemeinden grundsätzlich und immer!) auszulassen, aus vermeintlich pastoralen Gründen, die es in keinem anderen katholischen Land der Erde gibt, nur hier. Es kann aber nicht ohne Folgen bleiben, dem Volk Gottes das Wort Gottes systematisch und über Jahrzehnte nicht zumuten zu wollen. So findet denn ein ganz beliebiges Hin- und Herschalten zwischen den Lesungstexten statt, alt- oder neutestamentlicher Text nach gusto. Der Responsorialpsalm fällt unter den Tisch des Wortes, oder er folgt im besseren Fall auf die Epistellegung, auf die er nicht abgestimmt ist.

Die Predigten beschäftigen sich meist mit den Evangelientexten. Die anderen Lesungstexte bleiben so gut wie unberücksichtigt. Wann finden die Texte des Alten Testaments Gehör? Wo bleiben die Predigten zu Paulus? Dabei ist es mit den Evangelien schwierig genug. Schon die verlesenen Evangelientexte sind ja „Perikopen“, also verkürzte Auswahltexte („Perikope“ heißt wörtlich: das ringsherum Abgehauene). Die große Komposition der durchlaufenden Erzählung wird in die kleine Münze vermeintlich in sich geschlossener Geschichten umgetauscht, die dazu noch alle (leider auch bei der aktuellen Neuauflage der Lektio-nare) stereotyp mit „In jener Zeit ...“ beginnen. Ein Fenster für die Wahrnehmung

größerer Zusammenhänge wird durch diese Struktur nicht eröffnet. Und könnte nicht in einem Lesejahr C (Lukas) ganz anders zu den Evangelien gepredigt werden als in einem Markusjahr? Wer sich einmal durch das Lukasevangelium hindurchgearbeitet hat, wird eine ganz andere Sprache und Theologie entdecken, als sie bei Markus oder Matthäus zu finden ist.

Bepredigt aber werden im Normalfall noch nicht einmal die Perikopen, sondern sie liefern nur so etwas wie „Aufhänger“ für das, was der Prediger als Botschaft vermitteln möchte. Es hat oft den Anschein, dass die Bibel von den Predigern zwar verwendet, aber eigentlich nicht benötigt wird.

Hier liegt die größte Gefahr: Häufig werden nicht Bibeltexte gepredigt, sondern Ideen, weitgehend unabhängig vom biblischen Text. Schaut man genauer hin, wird nicht der Text ausgelegt, sondern er dient oft zur Belegung einer allgemeinen Einsicht. Ausgelegt werden Erkenntnisse, die eigentlich nicht erklärt zu werden brauchen, weil sie auch ohne biblischen Hintergrund eingängig sind. Die Essenz vieler Predigten, die ich in den letzten Jahren gehört habe, könnte ich in wenige Sätze zusammenfassen: „sich selbst zu lieben ist die Basis jeder Liebe“; „Glaube ist, was dir guttut“; und: „Wenn sich alle Mühe geben, dann wird alles gut“. Das sind gute Grundlagen, aber sie holen nur einen Teil der biblischen Botschaft ein.

## Wo Ursachen liegen könnten

Natürlich, ich sehe die vielen Forderungen und Überforderungen des Klerus. Der pastorale Alltag wird immer gehetzter. Sollte ich meinen Eindruck von vielen Pfarrern zusammenfassen, dann fallen mir die Worte ein: Freundlichkeit, Bereitwilligkeit, Überlastung, Müdigkeit, verborgene Trauer, tiefe emotionale und spirituelle Erschöpfung (von den Typen der „Macher“ und der „amtlich Begeisterten“ schweige ich).

Dabei höre ich die durchaus ernstgemeinte Frage der Pfarrer: Wissen Sie nicht, was wir alles um die Ohren haben und was wir abarbeiten müssen? Müssen wir uns jetzt noch um die Bibel kümmern? Diese Fragen haben ihre tiefe Berechtigung. Der Produktionsdruck, der auf den Hauptamtlichen liegt, ist gewaltig. Ihm ist kaum zu entgehen. Und doch kann das nicht das letzte Wort sein.

Es ist auch kein Zufall, dass ich mich hier nur über Männer, über Priester, äußern kann. Im „normalen“ Predigtamt kommen in der kirchlichen Wirklichkeit, wie ich sie in wechselnden Diözesen erlebe, keine anderen Menschen vor, die den Dienst an der Verkündigung des Wortes ausüben. Und außerhalb der Eucharistiefeier gibt es keine nennenswerte Predigtpraxis in der katholischen Kirche. Nach vielen Jahrzehnten der Erfahrungen mit Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten, Gemeindeferentinnen und Gemeindeferenten sowie Ständigen Diakonen – ist es wirklich nur Zufall, dass faktisch nur zum Priester geweihte Männer von den Gottesdienstfeiernden im Dienst am Wort erlebt werden? Natürlich, kann man sagen, gibt es viele andere Orte, an denen authentisch mit der Bibel umgegangen wird: in der Katechese, in Bibelkreisen, in Wort-Gottes-Feiern. Aber es bleibt dabei, dass die kirchliche Öffentlichkeit, wie sie sich im eucharistischen Gottesdienst als Höhepunkt kirchlichen Lebens einfindet, ein eindeutiges Bild ergibt. Überlastung und Monopolisierung gehen Hand in Hand. Hier stimmen die Dinge (noch) nicht zusammen.

Viele weitere Aspekte tragen zur gegenwärtigen Misere bei. Einer davon ist leider auch die Struktur der Eucharistiefeier. Mir scheint, die Messe hat einen strukturellen Webfehler: Die Lesungen des Wortgottesdienstes kommen von der Dramaturgie des Ablaufes her viel zu früh. Der Eröffnungsteil der Messe ist viel zu schnell vorbei. Kyrie, Gloria und Tagesgebet sind vorbeigezogen, ehe die Gemeinde innerlich „angekommen“ und hörbereit ist. Schon wenige Minuten

nach Messbeginn ist die Eröffnung vorbei und die Lesung gelesen. Da ist die (vielleicht einzige und kurze) Lesung von wenigen Versen verrauscht, ehe sich innerlich jemand auf den Empfang des Gotteswortes vorbereitet hat. Erst die Evangelienperikope erhält durch ihre liturgische Inszenierung ein höheres Maß an Aufmerksamkeit. Wie steht es um die Ausgewogenheit der Messfeier, wenn deren eine Hälfte, der Wortgottesdienst in seinem Kern (von der Lesung bis zum Evangelium) nur ungefähr ein Sechstel der Zeit beanspruchen darf?

Aber auch die Lektorinnen und Lektoren leisten ihren Beitrag zur Verkündigung. Sie sollten die Bibelvertrauten der Gemeinde sein. Werden sie ausreichend von den Gemeindeferentinnen in Ihrem Dienst der Gotteswortverkündigung begleitet? Wenn diejenigen, die das Schriftwort vorlesen, keine eigene Beziehung zu dem Text aufgebaut haben, oder diese Beziehung erst wenige Minuten vor Gottesdienstbeginn in der Sakristei gestiftet wurde, dann kann die Lesung in den Mitfeiernden nicht fruchtbar werden. Mich selbst verblüfft es Sonntag für Sonntag: Auch wenn ich, als vermeintlicher „Fachmensch“ die biblischen Texte zu kennen meine (was natürlich auch nur in Ansätzen gilt), so bin ich doch im Gottesdienst vollständig davon abhängig, wie allein schon die biblischen Worte (Lesungen und Evangelium) verlesen werden. Selbst wenn mir die Texte vertraut sein sollten, habe ich keine Chance, hörend in sie hineinzukommen, wenn die vortragende Person nicht selbst bei der Sache ist. Die Verkündigung beginnt nicht erst im Augenblick der Predigt.

Bei den vielen schwierigen Punkten muss sich auch meine eigene Zunft an die Brust klopfen. Vielen Exegeten (auch sie in der Vergangenheit fast ausschließlich Männer) ist nur in Ansätzen gelungen, die Bibel als Buch aufzuschließen, das Bedeutung für den Glauben und die gesellschaftliche Gegenwart hat. Viel Sorgfalt wurde in der exegetischen Theologenausbildung darin investiert,

die Texte der Bibel vor ihrem Entstehungshintergrund plausibel zu machen, ihre vielstufige Entstehungsgeschichte zu erhellen. Damit war für viele Fachgelehrte der Großteil ihrer Arbeit getan. Die Bibel blieb in ihrer Entstehungswelt, und die „Anwendung“ überließ man bereitwillig der praktischen Theologie. Dass eine Exegese mit solchen Schwerpunkten Prediger hilflos zurücklässt, ist nachzuvollziehen. Die vorsichtig zu verzeichnende Trendwende der letzten Jahre wird noch einige Zeit brauchen, ehe sie in der kirchlichen Praxis ankommt.

Es gibt also viel zu tun. Nicht alles, was hier als Bestandteil der Problemlage skizziert wurde, kann geändert werden. Aber ich meine, bei der Frage nach der Zukunft von Kirche und Gemeinden kommt der Hinwendung zur Bibel eine entscheidende Rolle zu. Sehr viel hängt davon ab, ob wir der Bibel mit einer Haltung der Erwartung begegnen.

## Wie es gelingen könnte

Es gibt kein Patentrezept. Und mit Vorschriften eines Fachexegeten „das und das muss jetzt passieren“, ist es nicht getan. Natürlich sehne ich mich danach, sonntags eine Gemeindemesse mitzufeiern und wirklich beide Lesungen samt Evangelium im Gottesdienst zu hören, am liebsten noch mit dem Psalm, der die Erste Lesung weiterklingen lässt und eine Brücke zum Evangelium schlägt. Natürlich wünsche ich mir, dass mit dem Lektionar in Gesten achtsam umgegangen wird. Natürlich habe ich ein Verlangen danach, dass die biblischen Texte so vorgelesen und ausgelegt werden, dass sie sich entfalten dürfen, dass sie mich in sich hinein einladen. Und ein paar Atemzüge Stille zwischendurch. Aber mit Vorschriften ist nichts gerettet. Ein erzwungenes volles Lesungsprogramm oder ein mit großer Geste herumgezeigtes heiliges Buch ändern nichts.

Ich möchte anders herum anfangen. Ich erlebe die Kirche in unseren Breiten und die Gemeinden als zutiefst irritierte Institutionen, denen ungeheure Veränderungen

aufgenötigt werden. An allen Stellen wird gerade gleichzeitig umgebaut. Das ist unglaublich anstrengend. Auch Gemeindefusionen, wie auch immer sie in den Bistümern genannt werden, zehren enorm an den Kräften, setzen aber kaum je Energien frei. Dabei sind nicht allein organisatorisch-institutionelle Aufgaben zu bewältigen, den Hintergrund bildet die gewaltige soziologische Umwälzung mit dem Rückgang des bisher bekannten Christentums in unserer Gesellschaft. Kirche bemüht sich hier sehr professionell, den Prozess zu managen. Der Spagat zwischen dem verantwortungsvollen Umbau einer großen gesellschaftlichen Institution, die eben auch Arbeitgeber vieler Menschen, Dienstleister und Kulturträger ist und dem Anspruch, Stiftung Jesu Christi zu sein, wird immer bestehenbleiben. Aber die derzeitigen Bemühungen gehen nach meinen Beobachtungen vor allem mit Management-Methoden zu Werke; zugleich zeichnet sich das Ziel der Umstrukturierungen nur schemenhaft ab. Meine Vermutung ist: Das jetzige geheime Zwischenziel aller Umbaumaßnahmen besteht darin, so zu strukturieren, dass sich gerade nichts ändert. Auch den Gemeinden wäre dies wohl am liebsten. Die Devise „Wir tun alles, damit sich nichts ändern muss.“ wird jedoch auf Dauer zu kurz greifen. Das Fortschreiben des Bisherigen wird unsere Gemeinden nicht in die Zukunft tragen. Und in dieser empfindlichen Übergangssituation kann die Bibel noch einmal ganz anders ins Spiel kommen: als neues Buch.

Es droht derzeit ein geistlicher Substanzverlust. Die jetzige Gottesdienstpraxis ist nur ein Indikator dafür. Wenn Kirche sich darauf konzentriert, allgemeine gesellschaftliche Wahrheiten nur ein weiteres Mal, parallel zu vielen anderen Institutionen, auszudrücken, droht eine Verflachung, und dann muss es sie auf Dauer vielleicht gar nicht mehr geben, weil das, was sie zu sagen hat, auch von vielen anderen genau so oder noch besser gesagt werden kann. Wir müssen mit unseren Suchbewegungen tiefer ansetzen.



In dieser Krisensituation, davon bin ich zu tiefst überzeugt, ist die Bibel das Buch der Zukunft. Nicht im Sinne einer pastoralen Methode, sondern als Medium dessen, was Gott sein Volk lehren will. Hier müssen wir lernen, neu zu lesen und hinzuhören. Weiterzumachen wie bisher, wird nicht tragen.

„Was wollen Sie denn?“, fragte mich dieser Tage ein Pfarrer, „die Texte der Leseordnung sind eine glatte Überforderung für die Gemeinden“. Mit dieser Aussage hat er Recht. Nur – die Folgerung kann nicht sein, die Texte so zuzuschneiden und zu behandeln, dass sie keine Überforderung mehr sind. Nicht nur die liturgische Leseordnung, die Bibel selbst ist eine Überforderung. Und das soll auch so sein. Wer den Texten ausweicht, geht auch der Wirklichkeit Gottes aus dem Weg. Ein gewisses Maß an Forderung und auch Überforderung ist Bestandteil der Offenbarung selbst.

Gottes Wort ist schöpferisch und aufbauend, wohltuend und heilend, aber ebenso auch erschreckend, den Alltag unterbrechend, fordernd, irritierend, mitunter gar verstörend – weil auch Gott selbst so ist. Die Frauen am leeren Grab haben am Ostermorgen nicht über die Auferstehung gejubelt, vielmehr hat Furcht und Zittern sie ergriffen (Mk 16,8). Zum Jubeln war es noch zu früh. Mit allen Fasern ihres Körpers spürten sie: Ab jetzt wird alles ganz anders. Es gibt kein Zurück mehr.

Berufung ist kein Alltagsgeschehen. Jesus fordert nicht etwas, sondern „alles“ (Mk 10,21).

Die Gefahr besteht darin, immer wieder das Potential der Bibel, auch der liturgischen Texte, bequem zu machen, es so zu domestizieren, dass die Texte uns das sagen, was uns vertraut und angenehm ist, was wir immer schon gewusst haben, was uns in unserer Weltsicht bestärkt. In letzter Konsequenz würden wir dann aber nicht mehr dem Wort Gottes, sondern uns selbst begegnen. Ohne ein gewisses Maß an

Fremdheit, an Überraschung, an Auseinandersetzung und auch an Widerspruch gibt es keine echte Begegnung mit der Bibel. Das vermisste ich oft in den Gottesdiensten.

Denn die Bibel fügt unseren Alltagsweisheiten viel Unerwartetes und Unbequemes hinzu: dass Gott kommt, dass er mir in jedem Menschen entgegenggeht, dass es eine Scheidung zwischen Gut und Böse gibt, dass die Machtlosen die Macht haben werden, dass ich gehalten bin, jeden nächsten Menschen zu lieben, dass der Weg zur Erlösung nur durch Übernahme der Kreuzeswirklichkeit möglich ist, dass der Weg ins Leben durch den Tod hindurch geht, dass Entscheidungen in manchen Augenblicken radikal zu treffen sind, dass Gott für jeden Menschen einzeln handelt und dass er genauso in den Dimensionen ganzer Völker denkt.

Die liturgische Leseordnung ist ein Versuch, wenigstens etwas von dieser Wirklichkeit in den Gottesdiensten aufscheinen zu lassen. Wo den Zumutungen der Texten ausgewichen wird, ist das Ergebnis kaum je eine Qualitätsverbesserung des Gottesdienstes.

Was heißt das konkret? Ich wünsche mir, dass in der Gottesdienst- und Predigtvorbereitung die Texte der biblischen Lesungen ernst genommen werden, sie vorbereitet, befragt, diskutiert werden. Ich wünsche mir, dass in Gemeinden Gemeinschaften von Menschen wachsen, die sich um das Wort Gottes herum versammeln, sich ansprechen lassen und von ihm Zeugnis geben, die sich selbst vom Wort Gottes durchdringen lassen. Diese Aufgabe hängt nicht an den Predigern allein. Aber solange sie den öffentlichen Umgang der Kirche mit der Bibel entscheidend prägen, kommt ihnen auch eine besondere Verantwortung zu.

Als Fachexeget erwarte ich von den Predigern gar nicht, dass sie die Texte „kennen“ (das tue ich auch nicht) oder Fachinformationen über deren Entstehung durchblicken lassen. Ich stelle dem Prediger jedoch innerlich die Frage: Was bewegt Dich an diesem Text? Wo stockst Du beim Lesen? Worüber denkst

Du nach? Wo geht Dir etwas auf? Lebst Du von diesem Text? Oder benutzt du ihn gerade bloß? Ist dir in diesen Wochen etwas aufgegangen, was dir zuvor noch nie aufgefallen war? Wo fängt der Text an, zu dir zu sprechen? Was hast du (noch) nicht verstanden? Wo wunderst du dich? Ich möchte ein Zeugnis eines Menschen, der mit den Texten der Bibel lebt, nicht bloß mit ihnen hantiert. Ich möchte ein Zeugnis eines Menschen, der mit diesem konkreten Text der Liturgie zumindest in den letzten Tagen gelebt hat, der nicht mit der Frage einsetzt: „Was will ich sagen?“, sondern mit der Frage: „Was ist mir gesagt?“, „Was lässt der Text mich sagen?“.

In Zeiten, in denen unsere Kirche mit ihren eigenen Weisheiten an ihr Ende kommt, brauchen wir Menschen, die unermüdlich versuchen, sich auf die Weisheit Gottes einzulassen. Das wird nicht durch Verordnungen geschehen können, sondern durch Hunger nach dem Wort Gottes, durch echte geistliche Suchprozesse. Wäre es nicht an der Zeit für eine adventliche Kirche? Dass wir uns intensiv auf die Gottessuche machen, nicht zu schnell zu denken, ihn bereits „zu haben“? Wäre es nicht an der Zeit, dass wir wieder Hunger verspüren: nach Gott und seinem Wort, mit dem er uns sättigen will (Am 8,11)?

Wer mit der Verkündigung des Wortes Gottes in unserer Kirche betraut ist, hat eine hohe Verantwortung für sich selbst und für die Gläubigen, die seiner Sorge anvertraut sind.

Und ich bin überzeugt, dass wir gerade im Hören auf die überlesenen Signale, im Achten auf die ungewohnten Texte der Bibel und auf die Zumutungen, die darin enthalten sind, Inspiration erhalten und sich auch die Konturen der künftigen Kirchengestalt abzeichnen werden. Wenn wir dort nicht suchen, wo dann?

„Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte ewigen Lebens“ (Joh 6,68).

Thomas P. Föbel

## „Existenzfrage Gott“

Zwei Provokationen und ein Plädoyer für postmoderne Christinnen und Christen in der Spur Karl Rahners

---

### Erste Provokation: Die „Existenzfrage Gott“ muss heute neu gestellt werden

Die Moderne ist vorbei und mit ihr auch ihre machtvollen Versprechungen: das Versprechen von der menschlichen Rationalität, die, einmal entfesselt, alle Probleme der Menschheit zivilisatorisch und technisch in den Griff bekommt – *wenn auch erst in Zukunft*. Das Versprechen von der freien Selbstbestimmung des menschlichen Individuums, die ihre Grenze nur an der Freiheit des anderen Menschen nimmt – *wenn auch erst in Zukunft*. Das Versprechen von der vollständigen Entdeckung und Erforschung der Wahrheit, die identisch ist mit der rationalen und selbstbestimmten Menschheit selbst – *wenn auch erst in Zukunft*.

Der nüchterne Blick in die Gegenwart zeigt uns: Die Wirklichkeit ist spürbar anders geworden als von der Moderne geplant, prognostiziert und vorangetrieben. Diese zeichnet sich nämlich nicht durch die von der Moderne versprochene Eindeutigkeit der Welt aus, die auf der Grundlage der menschlichen Rationalität und ihrer technisch herstellbaren Sicherheiten realisiert werden kann. Stattdessen ist die Lebensrealität geprägt durch eine Pluralität und uneindeutige Komplexität in und aus verschiedenen Lebenswirklichkeiten, die gleichzeitig mit-, neben- und oft gegeneinander bestehen. Offensichtlich hat das „Projekt der Moderne“ damit jenes Schicksal getroffen, das jedes menschliche Leben spätestens mit seinem Tod unausweichlich ereilt: Wie dieses Leben so ist auch die Moderne an ihr unfreiwilliges Ende gekommen

und zum Fragment einer bzw. ihrer „bleibenden Unvollendetheit“ geworden.

Der Verweis auf das gekommene Ende der Moderne behauptet keineswegs die Vergeblichkeit oder Falschheit ihres Projekts. Denn auch in ihrem fragmentarischen Ausgang wirkt die Moderne als unverzichtbar positiver Auftrag in den heutigen Lebenswirklichkeiten weiter:

- als emanzipatorischer Einspruch gegenüber ungerechtfertigten Macht- und Herrschaftsstrukturen (Stichwort: Gendergerechtigkeit);
- als Widerspruch gegenüber totalitären und fundamentalistischen Ideologien in Ökonomie, Kultur, Gesellschaft und Religion (Stichwort: Ideologiekritik);
- als Hinweis auf den bleibend uneingelösten Anspruch auf unveräußerliche Freiheits- und Menschenrechte (Stichworte: Menschenwürde und Religionsfreiheit).

Trotz dieser Hinweise auf die fortdauernde Gegenwartswirksamkeit der Moderne dürfen Christinnen und Christen gleichwohl nicht der ärgerlichen Konkretheit der Wahrheit ausweichen: Die Moderne ist zu Ende, ihre Zukunftsversprechen sind uneingelöst und ihr Projekt bleibend unvollendet – *fragmentarisch und fragil* wie alles menschliche Denken und Tun im Horizont seiner unausweichlichen Endlichkeit.

Die Anerkennung dieser Wahrheit hat gravierende Folgen für die „Existenzfrage Gott“ selbst und hinsichtlich ihrer möglichen Beantwortung im Hier und Jetzt. Diese individuelle und kollektive Menschheitsfrage stellt sich dem heutigen Menschen dabei keineswegs weniger intensiv und radikal als dem modernen Menschen gestern und dem vormodernen Menschen vorgestern. Aber: Die Gottesfrage als Existenzfrage stellt sich ihm in der postmodernen Gegenwart so radikal anders und neu, dass sie mit den herkömmlichen Denkmustern der Modernen und Vormodernen weder erreicht, geschweige denn mit ihren überkommenen Antworten beantwortet werden

kann. Deswegen muss jeder, der sich mit der „Existenzfrage Gott“ und ihrer möglichen Beantwortung auseinandersetzen will, zunächst radikal im Heute ankommen und sich dort in schonungsloser Offenheit der pluralen und komplexen Lebenswirklichkeiten der Postmoderne stellen. Dabei ist es völlig unerheblich, ob man diese Postmoderne will oder nicht, ob man sie mit Ingrim verachtet oder als Gottes aktuelle Chance für das Leben dankbar mitgestalten will.

Der Grund dafür ist von schlichter, aber evidenter Einfachheit. Denn die christliche Gottesfrage (als die doppelt bange Frage nach der Existenz Gottes einerseits und dessen möglichen Bedeutung für die individuelle Existenz andererseits) stellt sich nun einmal nie in der Vergangenheit, sondern immer nur in der gegenwärtigen Konkretheit einer aktuellen Lebenswirklichkeit. Analoges gilt auch für ihre Beantwortung. Diese nämlich setzt eine Gotteserfahrung und Gotteserkenntnis voraus, die der Mensch nach christlichem Verständnis wiederum nur im Heute seiner Lebenswelt gewinnen kann. Mag man sich in dieser Gegenwart vielleicht auch hoffnungsfroh an eine Gotteserfahrung in der Vergangenheit erinnern und sich nach einer sichereren Gotteserkenntnis in der Zukunft sehnen, so bleibt doch wahr: Gotteserfahrung und Gotteserkenntnis, beide als Frage und Antwort zugleich, sind nur in der Gegenwart zu haben und weder in der Verklärung der Vergangenheit noch in der utopischen Vorwegnahme der Zukunft.

### **Zweite Provokation: Solange wir heute von gestern sind, übersehen wir die „Existenzfrage Gott“ ... und werden deswegen das Morgen nie erleben**

Es ist eine Binsenweisheit, dass Menschen immer nur im Heute leben können und dort in unerbittlicher Unausweichlichkeit mit der Gegenwart konfrontiert sind. Gleichwohl neigen sie häufig dazu, doch lieber in der vermeintlichen Sicherheit des Gestern

leben zu wollen. Deswegen verwundert es auch nicht, dass nicht wenige Zeitgenossen das Ende der Moderne noch gar nicht bewusst wahrgenommen und erkannt haben.

Dabei ist die menschliche Neigung, heute von gestern sein zu wollen, anthropologisch durchaus sinnvoll und nachvollziehbar. Denn das, was schon war, ist (unabhängig davon, wie es war) *sicher*. Demgegenüber ist die Gegenwart immer fragil und unsicher, weil sie bedroht ist von dem, was morgen (möglicherweise Tödliches) kommt. Über diesen Beitrag zur „Lebenskontingenzbewältigung“ hinaus stellt die „konservative Neigung“ ein (ideelles) Gegenwicht zu den sich zunehmend beschleunigten Wissens- und Informationszyklen dar, die die psychische und physische Anpassungsfähigkeit des Menschen an eine sich ständig verändernde Umwelt schier zu überfordern droht.

Diese „konservative Neigung“ des Menschen wird in der gegenwärtigen Welt in der Tat auf eine harte Probe gestellt. Denn seine Welt ist heute nicht nur irgendwie, sondern radikal anders als noch vor 30 Jahren. Dabei entspricht die Gegenwart (wie bereits angedeutet) ganz und gar nicht derjenigen Zukunft, die das „Projekt der Moderne“ prognostiziert und versprochen hatte. Denn nicht eine gestalterisch herstellbare, zivilisierte Eindeutigkeit aus Vernunft und Technik zeichnet die heutige Lebenswelt aus. Vielmehr ist sie gekennzeichnet durch eine – für viele ungeheuerlich, ja monströs anmutende – Pluralität, Dynamik, Interaktivität und Komplexität der kollektiven Lebenswirklichkeit (im Singular!), die deswegen nur noch als Vielzahl unterschiedlichster, individueller Lebenswirklichkeiten (im Plural!) wahrgenommen und beschrieben werden kann. Diese – vom einzelnen Menschen weder intellektuell überschaubare noch technisch beherrschbare – Pluralität und Komplexität wird durch die fortschreitende Digitalisierung aller Lebensbereiche überdies potenziert. In dieser nämlich wird die analoge Lebenswelt gleichsam digital verdoppelt und universal

so vernetzt, dass Zeit- und Ortsgrenzen ihre herkömmliche Bedeutung als Ordnungs-, Orientierungs- und Sicherungsmechanismen verloren haben. Gleiches ist bezüglich aller überkommenen Grenzziehungen zu konstatieren (seien sie ethnischer, kultureller oder religiöser Natur) und insbesondere auch für ausnahmslos alle (!) einheitsstiftende Prinzipien, die in früheren Menschheitsepochen aufgrund ihres „Ein-Eindeutigkeitscharakters“ machtvoll wirksam waren: etwa die Prinzipien „Gott und Sein“ im Mittelalter, das Prinzip „Kirche/ Konfessionalität“ in der vormodernen Gesellschaft und zuletzt das Prinzip der Moderne: „Vernunft und technische Rationalität“.

Bemerkenswert dabei ist, wie plötzlich, unerwartet und deshalb total überraschend sich dieser fundamentale Wandel der gesamten Lebenswelt (etwa seit den 90er-Jahren des letzten Jahrhunderts) vollzogen hat. Nicht weniger bemerkenswert ist zudem die Tatsache, dass diese „radikale Verwandlung der Welt“ mit einer imposanten Geschwindigkeit und Gleichzeitigkeit sämtliche gesellschaftlichen Segmente (Kunst, Politik, Wirtschaft, Freizeit, Wissenschaft, Recht, Kirche) vollständig erfasst und aus ihrer „modernen, geordneten Bahn“ geworfen hat.

Eine so schnell und so umfassend radikal neu gewordene Lebenswelt aber muss zwangsläufig zu einer *totalen Überraschung* des Menschen führen, die ihn irritiert und überwältigt, überfordert und verunsichert, aber auch inspiriert und herausfordert. Dies gilt selbstverständlich auch für den religiösen, namentlich christlichen Menschen, dem sich in seiner überraschend neuen Gegenwart natürlich auch die „Existenzfrage Gott“ radikal anders und in ungewohnter Weise stellt als in der Moderne. Dabei ist es nur zu verständlich, dass er auf diese Herausforderung fast instinktiv mit einem „konservativen Affekt“ reagiert, zumal er ja selbst ein Mensch der Moderne ist, die erst gestern angefangen hat Vergangenheit zu werden.

So nachvollziehbar, vielleicht sogar überlebensnotwendig dieser „konservative Affekt“ aus „konservative Neigung“ im Angesicht des radikal Neuen der Postmoderne auch ist, so kann er doch zu einer großen, ja tödlichen Gefahr für die christlich formulierte Gottesfrage werden. Dann nämlich, wenn aus ihm eine generalisierte, ablehnende und distanzierte Grundhaltung gegenüber der aktuellen Lebenswirklichkeit wird. Denn wie diese Lebenswirklichkeit selbstverständlich immer nur im Heute, immer nur in der konkreten Gegenwart gegeben, erfahrbar und erkennbar ist, so ist auch jede Form der christlichen Gottesgegebenheit, Gotteserfahrung und Gotteserkenntnis immer nur im „Hier und Jetzt“ gegeben. Verweigere ich mich nun aber dieser Gegenwart – gleichwie ich diese in ihrer immer ärgerlichen Konkretheit auch empfinden und beurteilen mag – dann entledge ich mich mit dieser Verweigerung zugleich der Möglichkeit, den Gott Jesu Christi zu erfahren und zu erkennen. In Konsequenz bleibt dann aber die „Existenzfrage Gott“ nicht nur unbeantwortet, sondern sie wird – schlimmer noch – prinzipiell unbeantwortbar. Das ist deswegen der Fall, weil der Mensch niemals in der Vergangenheit leben kann, sondern immer nur in einer sich ständig wandelnden Gegenwart. Deswegen kann der christliche Gott *vom Menschen* auch immer nur heute erfahren werden und nie gestern. Gibt daher der nach Sicherheit süchtige Mensch der Verlockung nach, heute lieber von gestern zu sein, weil er vor dem Morgen keine Angst haben will, zahlt er dafür einen Preis. Dieser Preis ist Gott selbst, der eben nicht erkannt und erfahren werden kann, wenn sich der Mensch Gottes aktueller Gegenwart verweigert, die immer nur im Heute gegeben ist. Pointiert: Ein Mensch, der heute von gestern ist, mag vielleicht niemals bemerken, dass er längst schon tot ist; aber er wird auch niemals das Morgen des Ostermorgens erleben, weil dieser Ostermorgen für ihn nur kommen kann, wenn er wenigstens einmal im Heute gelebt hat.

## Ein Plädoyer: Mut zur postmodernen Gotteserfahrung heute in den Spuren der Theologie Karl Rahners

Karl Rahner hat bereits in den 60er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts das „Ende der Moderne“ antizipiert und die „Existenzfrage Gott“ für den nachmodernen Menschen neu verhandelt. Dabei hat er einer doppelten Versuchung widerstanden: Weder hat Rahner die „konservative Neigung“ des Menschen in modernistischer Überheblichkeit verdammt noch in einem vergangenheitsverklärten Traditionalismus verabsolutiert. Stattdessen wendet er sich der konkreten Gegenwart des Menschen zu. Diese Gegenwart (die heute lange schon nicht mehr die unsrige ist) deutet er in kirchlich vermittelter Ursprungstreue vom gekommenen Christus her auf den kommenden Christus hin. Diese Methode ist konservativ und progressiv zugleich: *progressiv*, insofern Rahner die heutige, ständig sich wandelnde Gegenwart auf ihre österliche Zukunft hin eröffnet; *konservativ*, insofern diese Zukunft in der Vergangenheit des Christuseignisses angefangen hat, eine eschatopräsentisch wirksame Wirklichkeit zu sein: Christus gestern, Christus heute, Christus ewig (vgl. Hebr 13,8). Auf dem Hintergrund dieses österlichen Horizontes (der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im universalen Wirken des Heiligen Geistes umfasst) geht Rahner in seinen Gegenwartsanalysen von einer offenbarungstheologischen Grundüberzeugung aus. Diese besagt, dass „Abstand und Nähe“ (Differenz) zwischen Gott und Welt bzw. zwischen Gott und Mensch in jeder nachjesuanischen Geschichtsepoche „gleich groß“ bzw. „gleich klein“ sind. Deswegen versteht Rahner jede Lebenswirklichkeit (epochal-kollektiv/ individuell-personal) als einen Differenzraum, in dem sich Gott und Mensch in bleibend radikaler Unterschiedlichkeit *und* personaler Nähe zugleich begegnen. Aufgrund der unaufhebbaren Differenz bzw. Spannung aus „Abstand und Nähe“ ist damit jeder geschichtliche „ZeitOrt“ in einem recht verstandenen Sinne *gott-los*. Denn Gott

ist – so Rahner – stets das von der Schöpfung radikal verschiedene absolute Geheimnis, das der Welt als ihr tragender Urgrund *immer* in totaler Differenz gegenübersteht („Abstand“). Gleichzeitig aber ist jeder geschichtliche „ZeitOrt“ auch *gott-voll*, insofern er aufgrund der Offenbarung (im qua Heiligem Geist überall österlich wirksamen Christusgeschehen) Kairos und Topos einer möglichen, personalen Gottesbeziehung in wechselseitiger liebender Nähe ist.<sup>1</sup> In diesem sich ständig verändernden Differenzraum<sup>2</sup> in und aus „Abstand und Nähe“ kann der Mensch, wenn er auf sich selbst reflektiert, eine zweifache, durchaus ambivalente Erfahrung machen<sup>3</sup>:

Einerseits wird sich der selbstreflektierende Mensch der unausweichlichen Endlichkeit und Bedingtheit seines Lebens (im Tun, Planen und Handeln) bewusst und andererseits erfährt er zugleich das *un-bedingte und un-endliche* „österliche Ja Gottes“ zu dieser seiner (physisch und psychisch) außerordentlich fragilen Existenz.

Dieser Differenzraum, in dem sich der Mensch als Person vorfindet, ist nach Rahner der *einzig* „ZeitOrt“ ausnahmslos jeder möglichen Gotteserfahrung und -erkenntnis. Diese wiederum ist identisch mit der immer *gegenwärtigen* Erfahrung der vom Menschen her nicht aufhebbaren Spannung in und aus „Abstand und Nähe“, Geschöpflichkeit und Schöpfer, Bedingtheit und Unbedingtheit, Endlichkeit und Unendlichkeit, Freiheit und Notwendigkeit, Immanenz und Transzendenz, Tod und ewiges Leben, Sünde und Liebe. Damit aber gibt es keinen, wirklich keinen anderen „ZeitOrt“ der Gotteserkenntnis als die sich selbst gegenwärtige, unvertretbar individuelle menschliche Person unabhängig davon, wann, wo und wie diese Person lebt: ob im Mittelalter, der Moderne oder der Postmoderne. Entscheidend dabei ist, dass der Mensch diese Differenzenerfahrung als Gottes-Erfahrung in und aus „Abstand und Nähe“ *immer nur* in der Gegenwart machen kann. Denn so sehr sich die menschliche Person in ihrer „konservativen Neigung“ auch auf ihre Vergangenheit und

Herkunft bezogen weiß, so sehr findet sie sich immer nur im *Jetzt* vor.

Wie aktuell dieses von Rahner innovativ entwickelte Glaubensverständnis heute ist, lässt sich zeigen, wenn man von ihm her ein Plädoyer für den *Mut zur postmodernen Gotteserfahrung heute* entwickelt, das in aller Vorläufigkeit etwa so aussehen könnte:

### 1. *Sich nicht grämen, dass die Moderne vorbei ist*

Die Christin und der Christ müssen sich weder wundern noch grämen, dass sie sich in ihrem Heute nicht in einer vollendeten Moderne, sondern in der Post-Moderne vorfinden. Denn sie wissen ja (oder könnten es wissen), dass kein menschliches Projekt aus eigener Kraft vollendet werden kann und dass es weder „gute Zeiten“, noch „schlechte Zeiten“ für die Gottes-Erfahrung gibt. Denn jeder Mensch muss, wenn er gläubig sein will, die Spannung in und aus „Abstand und Nähe“ *selbst* erfahren und aushalten. Diese Spannung aber, die christlich das Heil des Menschen bedeutet, bleibt in allen Geschichtsepochen immer gleich groß oder klein. Es mag sein, dass sie dem Menschen in früheren Zeiten weniger stark bewusst war als heute. Besser wäre das aber nicht; denn das würde nur zeigen, dass die Gotteserfahrung in der Vergangenheit sehr viel weniger echt und intensiv war als heute.

### 2. *Pluralität und Komplexität als Auszeichnung der Schöpfung begreifen*

Die Christin und der Christ müssen sich weder wundern noch grämen, dass ihre postmoderne Lebenswelt so plural und komplex ist wie sie ist. Denn sie wissen ja (oder könnten es wissen), dass Pluralität und Komplexität Kennzeichnung und Auszeichnung der Schöpfung Gottes selbst ist. Denn nur der einzige Gott allein ist einfach und selbst diese Einfachheit ist nach christlichem Verständnis in sich komplex, dreifaltig plural. Wenn die Welt und Le-

benswirklichkeit heute pluraler und komplexer als früher ist, dann mag dies für den einzelnen Menschen anstrengend und herausfordernd sein. Es zeigt aber vor allem, dass Gottes Schöpfung sich seinem Willen entsprechend entwickelt. Denn die göttliche Adelung der Schöpfung besteht nicht in einer unterkomplexen und banalen Uniformität, sondern in ihrer kreativen Vielfalt und Pluralität, die dem Menschen immer wieder neu in Freiheit und Verantwortung zu gestalten aufgetragen ist.

### 3. *Vermeintliche Eindeutigkeiten nicht mit Gott verwechseln*

Die Christin und der Christ müssen sich weder wundern noch grämen, dass frühere Eindeutigkeiten der Glaubensverkündigung in der Postmoderne ihre Plausibilität und Glaubwürdigkeit verloren haben. Denn sie wissen ja (oder könnten es wissen), dass jedes eindeutige Bild von Gott immer gegen seinen ausdrücklichen Willen gemalt worden ist. Warum ist das so? Weil Gott nicht (länger) mit den gewalttätigen Vereindeutigungen der Welt kontaminiert und verwechselt werden will. Vielleicht ist es schwer auszuhalten, dass Gott in der Postmoderne oft „nur“ als liebendes und heiliges Geheimnis erfahren, ausgesagt und angesprochen werden kann. Aber diese (nur scheinbare) Konturlosigkeit der Gottesrede bewahrt den Menschen davor, ein Götzenbild (sei es gesellschaftlich vorgegeben oder selbst ersonnen) anzubeten und diese Herrschaftsfrage mit dem Gott und Vater Jesu Christi zu verwechseln, dessen Name es allein zu heiligen gilt; zu heiligen, indem wir ihn lieben und den Nächsten wie uns selbst – vormodern, modern oder postmodern.

### 4. *Das Reich Gottes im Heute suchen und erfahren*

Die Christin und der Christ müssen sich weder wundern noch grämen, dass die Lebenswirklichkeit des Menschen und der Mensch-

heit noch nicht identisch mit dem Reich Gottes selbst ist. Denn sie wissen ja (oder könnten es wissen), dass das Reich Gottes kein „Projekt des Menschen“, sondern Gottes Zukunft selbst ist. Solange aber diese am Ostermorgen unaufhaltsam begonnene Zukunft eine Kommende ist, bleibt der Mensch in seine Gegenwart verwiesen. Denn nur im Heute kann er die Zeichen der kommenden Gottesherrschaft suchen und finden: in und aus „Abstand und Nähe“. Nach christlichem Verständnis ist allein die *gott/los-gottvolle* Gegenwart der „ZeitOrt“ einer jederzeit und an jedem Ort möglichen Gotteserfahrung. Zu dieser nämlich ist der Mensch als Person in seine Gegenwart hinein geschaffen und berufen. Diese christliche Wahrheit kann der „Fromme von heute“ aber nur erkennen, wenn er Gott nicht länger in der Vergangenheit sucht, sondern im Heute seiner postmodernen Gegenwart. Denn nur im Heute (wann immer es auch sein mag) kündigt sich das Morgen des Ostermorgens an: diskret und übersehbar, aber gerade so als unausweichlich heiliges Geheimnis, das dem Menschen die „Existenzfrage Gott“ beantwortet, indem es sie ihm in jeder Gegenwart neu stellt.

### **Anmerkungen:**

- 1 Entscheidend dabei ist, die Spannung aus „Abstand und Nähe“ auszuhalten, weil es ohne diese Differenz keinen Raum mehr für die menschliche Liebe zu Gott gäbe, die ihrerseits eine Freiheit Gott gegenüber voraussetzt.
- 2 Der Differenzraum verändert sich epochal und wird von einem mittelalterlichen Menschen anders wahrgenommen und gestaltet als von einem modernen oder postmodernen Menschen. Der Differenzraum verändert sich aber auch individuellbiographisch und wird von einem Kind anders wahrgenommen und gestaltet als von einem Jugendlichen, einem Erwachsenen oder Sterbenden.
- 3 Rahner nennt diese Grunderfahrung des Menschen die „transzendente Erfahrung“. Vgl. Rahner, Karl, Grundkurs des Glaubens. Einführung in den Begriff des Christentums. Freiburg i. Br. u.a. 1976, 61-76. Dazu Karl Rahner – Grundlegende Aspekte und Dimensionen einer großen Theologie. Einführung, Darstellung. Weiterführung. I. Teil. Bonn 2017. [frei abrufbar unter: <http://hdl.handle.net/20.500.11811/1010>]

# Notwendende Neuerfindung der Wege zum Leben

**Amoris Laetitia und die Ehe-, Familien- und Lebensberatung<sup>1</sup>**

---

„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen, besonders der Armen und Bedrängten jedweder Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“, so formuliert es Gaudium et Spes. Und diese Formulierung kennen wir. Sie klingt charmant, sie ist richtig – aber wie funktioniert sie? Und wie ist sie im Kontext der EFL zu sehen?

Klar ist: Christen sind Gesandte. Sie stehen in der Sendung Christi – und das bedeutet: dort sein, wo Menschen aus der Begeisterung des Glaubens „hinausgehen an die Peripherien“ (Papst Franziskus) und also sich einlassen auf die Wunden und Verletzungen. Da folgen sie ihrer Berufung. Und dann wächst Neues.

## Ein kurzer Rückblick

Genau so war es bei der Entstehung der Ehe-, Familien- und Lebensberatungsstellen, auch im Bistum Hildesheim. Es ist nämlich kein institutioneller Aufbruch, keine Gründung einer Einrichtung, sondern es ist Leidenschaft und Kompetenz von Christen, die seit Beginn der 50er Jahre zu den Vorformen einer heute höchst profilierten katholischen Einrichtung führte.

Was waren seinerzeit die Herausforderungen? Ehe und Familie, das sind ja für alle Menschen und zu allen Zeiten Orte innerer Sehnsucht nach Geborgenheit und

Zugehörigkeit, und zugleich die zerbrechlichsten. Denn gelingende Beziehung ist voraussetzungsreich. Und die unmittelbare Nachkriegszeit kennt zum einen die Traumata des Krieges, die sicher zu Herausforderungen in jeder Beziehungskultur führten. Aber zugleich noch mehr: Historiker wie Thomas Großbölting („Der verlorene Himmel“) verweisen darauf, dass sich das Gesellschaftsgefüge und in ihm selbstverständliche christliche Grundhaltungen spätestens seit dem II. Weltkrieg auflösten – und die Dynamik selbstbestimmter Biografien sich seit den 60er Jahren gegenüber der gesellschaftlichen Normbindung durchsetzt. Hinzu kommt, nach den Flüchtlingsbewegungen und den vielen „Vertriebenen“, die Herausforderung der Konfessionsverschiedenheit der Liebe.

Darauf antworteten Christinnen und Christen, in Frauenverbänden etwa, bedarfsbezogen, sie antworteten mit Initiativen. So kommt Erneuerung in die Welt: durch die Resonanz und Konsonanz des Geistes, der Menschen „aufregt“, Antworten auf Herausforderungen der Zeit zu geben. Nicht die Institution, sondern das charismatische Losgehen von Einzelnen und Gruppen, findet den neuen Weg. Die Einrichtungen, die daraus dann wachsen, die Institutionalisierung folgt später.

Ich erzähle das deswegen, weil auch im Blick auf Zukunftsentwicklungen unserer Kirche die geistvolle Dynamik zwischen lokaler Herausforderung und charismatischen Engagierten das Neue in die Welt bringen wird.

## Das Toffifee-Modell

Zwischen diesen Anfängen und heute liegen 40 und mehr Jahre. Und damit mindestens zwei Generationen aufregender gesellschaftlicher Entwicklung. Schon Gaudium et Spes wies darauf hin, dass es dann notwendig wird – und notwendig –, je neu zu fragen, wie man denn auf die je neuen Herausforderungen antworten kann. Wört-



lich: „Zur Erfüllung dieses ihres Auftrags obliegt der Kirche allzeit die Pflicht, nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten. So kann sie dann in einer jeweils einer Generation angemessenen Weise auf die bleibenden Fragen der Menschen nach dem Sinn des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens und nach dem Verhältnis beider zueinander Antwort geben. Es gilt also, die Welt, in der wir leben, ihre Erwartungen, Bestrebungen und ihren oft dramatischen Charakter zu erfassen und zu verstehen“ (GS 4).

Und ja, die Welt der Beziehungskulturen hat sich in den letzten Jahren tiefgreifend verändert. Das bedarf keiner Erläuterung. Die durchgehende Signatur ist aber geblieben: Fragile Verletzlichkeit und tiefe Sehnsucht nach gelingender Beziehung. Aber Ehe und Familien haben sich grundlegend verändert. Mit der Freiheit von tradierten Normen, der Unüberschaubarkeit von Lebensentwürfen und ihrer gleichzeitigen Verflüssigung, der Unsicherheit von Bindungen, wachsender Zerbrechlichkeit der Lebensentwürfe und auch nicht geringer werdenden traumatischen Prägungen stehen wir vor einer oft nicht leicht überschaubaren Gesamtlage zwischen gelungenen und frohmachenden Familienerfahrungen und ihren Herausforderungen.

Mich hat der Werbespot 2018 von Toffifee sehr berührt. Er greift nämlich diese Sehnsucht auf und fokussiert sie: „Familie ist alles, und alles kann Familie sein“, so setzt der Spot an. Und beschreibt dann die ersehnte Grunderfahrung: „Es sind die Menschen, die so ticken wie du, die dich so nehmen wie du bist, Und mit denen du alles teilst. Und wer das ist, das sagt dir dein Herz“. Das trifft, macht allerdings auch deutlich, dass sexuelle Orientierung, genaue Form der Beziehung, Beständigkeit der Beziehung, und anderes mehr keine normative Rolle spielen. Und zugleich fokussiert der Spot – neben der Schokolade – das Gewissen, das Herz.

Klingt gut, blendet aber das bleibende Leiden in Beziehungen aus, die Zerbrech-

lichkeit und Zerbrochenheit, die Suche und den Schmerz, die „Trauer und Angst der Menschen“, von der Gaudium et spes 1 so deutlich spricht.

## Auf dem Weg zu einem neuen Paradigma

Dafür genau, für die Begleitung der Menschen in diesem Gefüge der Zerbrochenheit und Angst und Schmerz, sind ja die Beratungsdienste der EFL da. Aber wie – auf welchem normativ-katholischen Hintergrund kann hier beraten werden? Die Vorgaben scheinen – wie immer, wenn man auf die Kirche in Sachen Moral schaut – einer anderen Zeit zu entstammen, und führen möglicherweise in Konflikte. Oder auch nicht?

Denn mit Papst Franziskus hat in der Tat eine Perspektive Kraft gewonnen, die der pastoral-seelsorgerlichen Orientierung etwa auch der EFL Wind unter die Flügel geben kann. Eine kurze Erinnerung tut not.

Papst Franziskus hatte – im Blick auf die Herausforderungen in Sachen Ehe und Familie – mit der ganzen Kirche eine weitreichende Synodalität eingeübt. Ein schwieriger Weg für eine Kirche, die im Gefüge oben-unten häufig sehr gefangen ist. Zur Überraschung aller regte der Papst eine Umfrage in den Ortskirchen an – und meinte in der Tat nicht, dass ihm nur Bischöfe antworten sollten, sondern die Familien, die Männer, Frauen und Kinder. Das schien unglaublich, aber nach einiger Zeit merkten die Bischöfe: es war ernst gemeint. Die Umfrage startete auch in unserem Bistum – und beeindruckend waren die Ergebnisse. Vor der Synode, die ja im übrigen zwei Jahre dauerte, bezeugte sich hier beeindruckend der „Glaubenssinn des Gottesvolkes“. Es stellte sich deutlich heraus, wie tief geprägt vom Evangelium viele Teilnehmende an der Umfrage antworteten, und zugleich, wie kritisch-eigenständig traditionelle Normen beurteilt werden. Das Verantwortungsbewußtsein der Teilnehmenden

den machte deutlich, dass ihre Perspektive sich nicht einer engen Normativität verpflichtet fühlt, sondern einer abwägenden Pastoral des Weges.

Hier entstanden dann die Konflikte bei den Bischofssynoden. Da konnten Bischöfe immer wieder deutlich machen, dass es ihnen nicht um die Veränderung von Normen und Lehren der Kirche ging, sondern um den Umgang in den existenziellen Herausforderungen. Es gibt eine nicht kleine Gruppe von Hierarchen, die – aufgrund ihrer Vorbildung und theologischen Prägung – diese Unterscheidung immer als bedrohlich für die Lehre der Kirche erkennt. Dennoch: es ist gerade „Amoris Laetitia“, das postsynodale Schreiben des Papstes, das mit seinem existenziellen Ansatz der Beratung etwa in den EFL einen stützenden Horizont gibt.

Man würde allerdings Amoris Laetitia nicht gerecht, sähe man hier nur einen pastoralen Text. Nein, er reicht tiefer, tief hinein in eine Theologie der Barmherzigkeit, die nicht eine herablassende Haltung meint, sondern das Wesen Gottes selbst betrifft. Denn das ist ja die Pointe der Theologie von Jorge Bergoglio, von Papst Franziskus: es ist Christus, der sich leidenschaftlich einläßt auf die Zerbrechlichkeit, und ja, auf die Sünde der Welt, sie umarmt, und so neue Wege zum Leben von jedem zerbrochenen menschlichen Traum ermöglicht. Man könnte sagen: die Liebe, die Gott ist, will alle erreichen, will heilen, will alle ins Leben zurückführen.

Umgekehrt verzichtet aber auch Amoris Laetitia eben nicht auf das hohe Ideal der Liebe, jeder Liebe, die Ewigkeit will – und das reflektiert sich ja im Herzen der Menschen, das immer, an jedem Ort, von der heilen Liebe träumt, und damit eine Theologie der Partnerschaft begründet, wie sie die Kirche „von Anfang an“ (ja, es geht um Schöpfungstheologie) entdeckt hat. Aber auch im Blick auf diesen Anfang wird ja schon im Buch Genesis, in der beeindruckenden Erzählung vom Sündenfall, die ir-

reversibel scheinende Zerbrochenheit aller Beziehungsverhältnisse mitgedacht, wie sie der Menschen erfährt. Doch schon dort wird auch immer deutlich, dass Gott Wege zum Heil führen will.

## **Notwendende Neuanfänge in Amoris Laetitia**

„Weder die Gesellschaft, in der wir leben, noch jene, auf die wir zugehen, erlauben ein wahlloses Weiterbestehen von Formen und Modellen der Vergangenheit“ (AL 32), so zitiert zu Beginn der Situationsanalyse der Papst die Bischöfe Spaniens, und setzt wenig später fort: Die „übertriebene Idealisierung (der Ehevorstellungen), vor allem, wenn wir nicht das Vertrauen auf die Gnade wacherufen haben, hat die Ehe nicht erstrebenswerter und attraktiver gemacht, sondern das völlige Gegenteil bewirkt. Lange Zeit glaubten wir, dass wir allein mit dem Beharren auf doktrinen, bioethischen und moralischen Fragen und ohne dazu anzuregen, sich der Gnade zu öffnen, die Familien bereits ausreichend unterstützten, die Bindung der Eheleute festigten und ihr miteinander geteiltes Leben mit Sinn erfüllten“ (AL 36f). Aber das Gegenteil war erreicht: „Viele haben nicht das Gefühl, dass die Botschaft der Kirche über Ehe und Familie immer ein deutlicher Abglanz und des Verhaltens Jesu gewesen ist, der zwar ein anspruchsvolles Ideal vorgeschlagen, zugleich aber niemals die mitfühlende Nähe zu den Schwachen wie der Samariterin und der Ehebrecherin verloren hat“ (AL 38).

Aus dieser Perspektive, die wir ja schon angedeutet hatten, schaut Amoris Laetitia auf mögliche pastorale Perspektiven. Hier wird eine wirklich neue Perspektive deutlich, die in der Tat den Engpass zwischen normativer Moral und persönlicher Zerbrochenheit einen Weg zu finden vermag.

Die „Notwendigkeit der Entwicklung neuer pastoraler Methoden“ (AL 199) zielt dabei – und hier führt der Papst in eine neue

Verantwortung der Ortskirchen – zu unterschiedlichen Lösungen, die nicht mehr universal sein müssen: „Es wird dann die Aufgabe der verschiedenen Gemeinschaften sein, stärker praxisorientierte und wirkungsvolle Vorschläge zu erarbeiten, die sowohl die Lehre der Kirche, als auch die Bedürfnisse und Herausforderungen vor Ort berücksichtigen“ (AL 199). Dabei geht es immer – so der Papst – darum, von der gelebten Wirklichkeit zu einer Lösung voranzuschreiten.

Das ist ein Hinweis, der unserer Kirche oft noch schwerfällt. Aber es ist ja Wirklichkeit: die gesellschaftlichen und kulturellen Situationen in den verschiedenen Kontinenten und Kulturräumen sind so unterschiedlich, dass sich auch unterschiedliche Inkulturationen der einen Wahrheit nahelegen. Das genau heißt aber nicht, die Wahrheit, die Christus ist, zu relativieren – denn die Wahrheit ist die Barmherzigkeit, die Liebe, die zum Leben führt.

Wenn der Papst in diesem Zusammenhang der Weisheit der Ortskirche so viel zutraut, dann ist das überraschend, aber folgerichtig. Die deutschen Bischöfe haben eine solche Erfahrung ja neulich – im Zusammenhang mit der Frage nach dem Kommunionempfang für evangelische Partner/innen – selbst gemacht. Es ist nicht so leicht, so auf die eigene Verantwortung geworfen zu sein, das wurde deutlich. Und das ist die Linie, in der auch *Amoris Laetitia* geschrieben ist: Es geht um eine, wieder Papst Franziskus, „heilsame Dezentralisierung“.

Spannend ist in diesem Zusammenhang auch das nicht weiter entfaltete Kirchenbild. Für *Amoris Laetitia* ist klar, dass es Aufgabe der Kirche als ganzer ist, Lösungen und neue Wege zu finden. Die Versäulung einzelner Segmente kennt das Dokument nicht. Hier liegt ein Risiko unserer hochinstitutionalisierten und hochsegmentierten Kirchengestalt, die auch die EFL, die Caritas und andere Beratungsstellen trifft: die Loslösung von einer lebendigen Glaubengemeinschaft etwa

einer Gemeinde, eines Klosters, eines Verbandes führt zu wechselseitiger Unsichtbarkeit, führt dazu, dass auch im normalen Leben einer Gemeinschaft eine Nichtzuständigkeit für das Leben der Familien und Ehen zur Gewohnheit wird – und umgekehrt das Heilende lebendiger Gemeinschaft nicht verknüpft ist mit den Beratungskompetenzen etwa der EFL. Ein umfassender Blick auf die Kirche vor Ort – im Horizont lokaler Kirchenentwicklung – führt hier zu neuen Synergien. So kann – davon ist *Amoris Laetitia* überzeugt – gelten, dass „jede Ehe... eine Heilsgeschichte“ ist. „Und das bedeutet, dass man von einer Anfälligkeit ausgeht, die dank der Gabe Gottes und einer kreativen und großzügigen Antwort einer immer tragfähigeren und wertvolleren Wirklichkeit Raum gibt“ (AL 220).

## **Die Zerbrechlichkeit begleiten (AL 291ff)**

Genau das ist aber der Ausgangspunkt: Jede Ehe, jede Familie, jede Lebenssituation will als Heilsgeschichte verstanden werden, und birgt in sich diese Möglichkeit. Deswegen geht es nicht darum, zu urteilen oder zu exkludieren. Ganz im Gegenteil: Die Kirche – so suggestiv der Papst – ist ein Feldlazarett und hat die Aufgabe eines Feldlazaretts: heilen und eingliedern.

Deswegen: „Auf dieser Linie schlug der heilige Johannes Paul II das sogenannte 'Gesetz der Gradualität' vor, denn er wusste: Der Mensch ‚kennt, liebt und vollbringt... das Sittlich Gute ... in einem stufenweisen Wachsen‘“ (AL 295). Daraus folgt: „Zwei Arten von Logik ... durchziehen die gesamte Geschichte der Kirche: ausgrenzen und wiederingliedern ... Der Weg der Kirche ist vom Jerusalemer Konzil an immer der Weg Jesu: der Weg der Barmherzigkeit und der Eingliederung ... Der Weg der Kirche ist der, niemanden auf ewig zu verurteilen, die Barmherzigkeit Gottes über alle Menschen auszugießen, die sie mit ehrlichen Herzen erbitten ... Daher sind ... Urteile zu vermeiden, welche die Komplexität der verschiede-

nen Situationen nicht berücksichtigen ... Es geht darum, alle einzugliedern ..." (AL 296f).

Der Papst ist sich sehr bewusst, dass er damit polarisiert: „Ich verstehe diejenigen, die eine unerbittlichere Pastoral vorziehen, die keinen Anlass zu irgendeiner Verwirrung gibt. Doch ich glaube ehrlich, dass Jesus Christus eine Kirche möchte, die achtsam gegenüber dem Guten ist, das der Heilige Geist inmitten der Schwachheit und Hinfälligkeit verbreitet: eine Mutter, die klar ihre objektive Lehre zum Ausdruck bringt und zugleich ‚nicht auf das mögliche Gute (verzichtet), auch wenn (sie) Gefahr läuft, sich mit dem Schlamm der Straße zu beschmutzen‘ (Evangelium Gaudium)" (AL 308).

Damit wird das tiefe Verständnis der Barmherzigkeit zum Ausgangspunkt jedes Weges der je neuen Heilsgeschichte von Ehen, Familien, Beziehungen und Einzelnen. Die Beraterinnen und Berater der Ehe-, Familien und Lebensberatung werden durch eine solche atemberaubende Freiheit ermutigt, den Weg der Unterscheidung (ein Lieblingswort des Papstes, der ja Jesuit ist) mit den ihnen sich anvertrauenden Klienten zu gehen. Und dies immer in der Perspektive des Wachsens, des Heilens, auch wenn dies mitten im Zerbrechen von Beziehungen sehr schmerzhaft Wege sein werden.

Amoris Laetitia macht darüber hinaus deutlich, dass solche Wege der Heilung auch einen Raum der Gemeinschaft brauchen, der über die EFL hinausragt. Das öffnet Perspektiven, sich mit lebendigen Gemeinschaften zu vernetzen: Beratung braucht Gemeinschaften, die vorsichtig und diskret Menschen auf ihren vielen Heilungswegen begleiten. Ob dass die Kirchengemeinden sein können, ist eine Herausforderung, der sie sich stellen dürfen, um ihrer Sendung zu entsprechen.

#### Anmerkung:

- 1 Vortrag anlässlich des 40jährigen Jubiläums der Ehe-, Familien- und Lebensberatung Verden im November 2018.

---

## Leserbrief

---

### Zum Leserbrief von Johannes Krautkrämer (Heft 3/2019. S. 95).

In seinem Leserbrief schreibt Pfarrer Johannes Krautkrämer in Antwort auf das Plädoyer von Pfarrer Volker Hildebrandt für die Priesterkleidung (Heft 2/2019, S. 51-54), er habe Priesterkleidung nie getragen. Er begründet dies mit zwei „positiven Erfahrungen“.

Pfarrer Krautkrämer ist beizupflichten, wenn er mit seinem Leserbrief einwendet, dass ein Priester durch sein Verhalten erkannt wird. Dennoch ist die Priesterkleidung und damit das spezifische äußere Merkmal, woran man einen Priester erkennt, wichtig. Das zeigt – unter anderem – folgende Erfahrung, die ich in Wien gemacht habe, wo ich ein paar Tage Urlaub machte. In einer überfüllten Straßenbahn sprach mich ein anderer Fahrgast an und fragte mich, ob er bei mir beichten könnte. Ich fuhr mit ihm einige Stationen weiter bis zur Karlskirche. Dort setzte ich mich in den Beichtstuhl und nahm dem Pönitenten die Beichte ab.

Was ich in Wien erlebt habe, war kein Einzelfall in meinem priesterlichen Leben. Das ist einer der Gründe, warum ich immer Priesterkleidung trage – auch im Urlaub.

In Bezug auf den durchaus zu bejahenden und zu beherzigenden Einwand von Pfarrer Krautkrämer möchte ich allerdings antworten: Wir Priester sollten das eine tun und das andere nicht lassen. Darum danke ich Pfarrer Volker Hildebrandt für seinen klärenden Beitrag „Priesterliche Kleidung“ und Pfarrer Johannes Krautkrämer für seinen lesenswerten Einwand. Beide Beiträge schließen sich nicht aus, sondern ergänzen sich auf das trefflichste.

*Dr. Gero P. Weishaupt,  
Priester, Sittard (NL)*

Markus Urbatzka

# Radwegkirche Egen

Ein Dorf heißt radelnde Gäste in ihrer Kirche willkommen

## Rastplatz für die Seele

Als „Rastplatz für die Seele“ bezeichnet die Kölner Rundschau am 24. April 2018 die katholische Kirche in Egen/Wipperfürth, die ihre Türen für Radfahrer geöffnet hat. Seitdem kommen Fahrradfahrer gezielt hierher, weitere radeln zufällig vorbei. Alleine oder in Gruppen rasten sie auf der Wiese -unmittelbar neben der Kirche. Eine Sitzgruppe mit Tisch, Trinkwasser, eine E-Bike-Ladestation und sogar ein kleiner Spielplatz laden die Gäste zum Verweilen ein.

Doch das allein macht eine Radwegkirche noch nicht aus. Sie hat ihre Türen in der Radfahrersaison von Ostern bis Allerheiligen geöffnet. Besucher betreten den Innenraum, um die Ruhe zu genießen, setzen sich, um in der Radfaherbibel<sup>1</sup> zu schmökern und tragen sich ins Gästebuch ein. Wer ein Anliegen mitbringt, kann es in das Fürbittbuch schreiben. In der monatli-



Bild: © Michael Huser

chen hl. Messe beten die Dorfbewohner für diese Anliegen.

## Projektplanung mit Hilfe der Ermöglichungspastoral

Es war über ein Jahr Arbeit für den Ortsausschuss<sup>2</sup>, zusammen mit einem fahrradbegeisterten Dorfbewohner, der die Initiative zu dieser Radwegkirche anstieß. Planen, Mitstreiter finden, um Zustimmung im Dorf werben und Spenden akquirieren, nahmen mehr Zeit in Anspruch als schließlich mit der Schaufel das Fundament der Ladestation zu setzen. Dabei stand der Prozess ganz im Zeichen der Ermöglichungspastoral. Die Radwegkirche wendet sich neben Fahrradpilgern, die mit ihrem religiösen Anliegen gezielt diese Kirche besuchen, ebenso an neugierige Besucher, die nicht zu den regelmäßigen Kirchgängern gehören. Mit den offenen Kirchentüren für Jedermann entspricht das Projekt daher der Idee der „Mixed Economy“, verstärkt Ressourcen für Menschen einzusetzen, die traditionell nicht mehr erreicht werden. Als Faustregel sollen 60% der Ressourcen für die 90% der Menschen aufgewendet werden, die nicht mehr auf traditionellen Wegen erreicht werden.

„Um den Anschluss nicht gänzlich zu verlieren und ihrem Sendungsauftrag nachzukommen, wird die Kirche ihre Binnenorientierung aufgeben und ihre Aufmerksamkeit den 90–95% zuwenden müssen, die sie heute nicht bzw. nicht mehr erreicht.“<sup>3</sup>

Ein zweiter Aspekt der Ermöglichungspastoral ist, dass Verantwortung für das „Kirche sein“ an gefirmte und getaufte Christen übergeben wird. Treibende Kräfte des Projektes Radwegkirche waren die Bewohner vor Ort, der Ortsausschuss und die Nachbarn der Kirche. Die Zustimmung des Pfarrers zu diesem Projekt war unerlässlich, und die aktiven Ehrenamtlichen vergewisserten sich mehrfach, ob sie dieses oder jenes wirklich umsetzen dürften. Das „Ja“-des Pfarrers, ohne im Detail alles regeln zu wollen, eröffnete den begeisterten Akteu-

ren vor Ort einen Handlungsspielraum, den sie gerne und zugleich verantwortungsvoll nutzten. Charismenorientierung und die Übertragung von Verantwortung haben sich in der Vorbereitungszeit bewährt.

## **Starke bürgerliche Beteiligung bei der Eröffnung**

Am Tag der Eröffnung kamen über 300 Besucher, davon 220 mit dem Fahrrad. Neben dem Festakt mit prominenten Rednern und Gesang des Kirchenchores luden die ortsansässigen Vereine zum geselligen Beisammensein rund um die Kirche ein. Zum Angebot gehörten ein Fahrradparcours, Kostproben von Milchprodukten der heimischen Landwirtschaft, Informationsstände zu Radfahrangeboten der Region, sowie Essen und Trinken. Die Beteiligung für dieses kirchliche Projekt umfasste alle kirchlichen und bürgerlichen Vereine des Kirchdorfes. Sie präsentierten *ihr Dorf und ihre Kirche*, die einmal von ihren Großvätern mit eigenen Händen erbaut wurde, stolz der Öffentlichkeit. Die große Resonanz, die das Projekt bei Helfern und Besuchern fand, lag sicherlich an den Eigenschaften<sup>4</sup> und dem Nutzerversprechen des Projektes Radwegekirche.

## **Nutzer und Schlüsselpartner**

Dieser Aspekt der Ermöglichungspastoral, der zum Erfolg des Projektes Radwegekirche geholfen hat, besagt, dass Nutzer und Schlüsselpartner eine passende Beziehung zueinander aufbauen. Auf der einen Seite stehen Radfahrer und Wanderer mit ihren touristischen und geistlichen Anliegen. Auf der anderen Seite stehen die Bewohner, Dorfvereine und die gläubigen Katholiken dieser Kirche. Anfänglichen Bedenken, wie sich Radfahrer wohl in einer Kirche benehmen würden und ob sie an der Raststelle Müll hinterlassen würden, haben sich schnell zerstreut. Stolz nehmen die Bewohner wahr, wie ihre Kirche besucht

und das Angebot einer offenen Türe geschätzt wird. Die Radfahrer und weitere Besucher erfreuen sich andererseits an der Gastfreundschaft, die ihnen um und in der Kirche zuteil wird. Beide Gruppen, Nutzer bzw. Schlüsselpartner, erzielen somit einen immateriellen Gewinn, eine Win-win-Situation ist entstanden.<sup>5</sup>

## **Sportlich**

Die Idee der Radwegekirche vereint die Eigenschaften „sportlich“ und „geistlich“-miteinander. Zum einen ist die Kirche für Sportler und Touristen geöffnet und zum anderen müssen Gläubige, die mit ihren Anliegen hierher kommen wollen, für ihr Anliegen kräftig in die Pedalen treten. Pilgern ist seit Jahren ein Trend, der immer mehr Varianten erfasst: zu Fuß, mit dem Rad, in Einsamkeit oder in der Pilgergruppe, allein mit der Bibel, im Schweigen oder mit geistlicher Begleitung - das Spektrum des religiösen Ausdrucks erweitert sich, Bewegung selbst wird zum Gebet.

„... gegen Abend marschiere ich müde, aber gelassen und entschlossenen Schrittes dem Ziel entgegen und habe auch noch an Kraft gewonnen.“<sup>6</sup>

## **Gastfreundschaft**

Die Bürger des Dorfes Egen engagieren sich für ihre Kirche. Sie übernehmen morgens und abends den Schließdienst, und schauen auch in der Kirche nach dem Rechten. Besucher des Friedhofes können nun wieder tagsüber in der Kirche Kerzen entzünden. Die Nachbarn kommen mit Radfahrern ins Gespräch und freuen sich darüber, dass ihre Kirche beachtet und bewundert wird. Egen ist mit seiner Kirche ein wirklich schönes Fleckchen Erde.

„Seid untereinander gastfreundlich, ohne zu murren! Dient einander als gute Verwalter der vielfältigen Gnade Gottes, jeder mit der Gabe, die er empfangen hat!“ (1 Petr 4,9-10)

## Ökumenisch

Das Netzwerk der Radwegekirchen ist eine Initiative der evangelischen Landeskirchen. Auf ihrer Homepage sind alle Kirchen verzeichnet, die die Kriterien einer Radwegkirche erfüllen, und auf einer bundesweiten Landkarte sind die entsprechenden Fahrradwege verzeichnet (siehe [www.radwegkirchen.de](http://www.radwegkirchen.de)). So ist es möglich, Touren von Kirche zu Kirche zu unternehmen. Die katholischen Bistümer sind beim Thema Fahrrad und Kirche derzeit nicht so breit aufgestellt und die Egener Radwegkirche profitierte von den Standards<sup>7</sup>, die für eine Radwegkirche zu erfüllen sind.

## Resonanz während der ersten Radfahrersaison

Nach einem überwältigenden Auftakt des Eröffnungsfestes muss sich nun die Radwegkirche bewähren. Ein kleines Programm während der Sommermonate half die Nachhaltigkeit des Projektes zu fördern. Eine geführte historische Dorfwanderung wurde im üblichen Rahmen besucht. Eine Fahrradrundtour auf dem Kirchdorfradweg 4 (siehe [www.pfarr-rad.de](http://www.pfarr-rad.de)) kam, vermutlich wegen der sommerlichen Hitze, mit einer lediglich kleinen Gruppe zustande. Der Besuch des Weihbischofs fand hingegen gute Resonanz. Gemeinsam fuhr man mit dem Fahrrad von der Stadt Wipperfürth zur Radwegkirche Egen, um dort eine Andacht zu feiern.

Überzeugender sind hingegen die Zahlen der individuell angereisten Besucher. In der Radfahrersaison gab es 64 Markierungen auf der Landkarte<sup>8</sup>, 26 Anliegen wurden in das Fürbittbuch geschrieben. Auch an den gebrauchten Andachtskerzen sieht man, dass Menschen zum Beten in die Kirche kommen. Dies ist für ein kleines, abgelegenes Dorf, das nur wenige Einwohner hat, beachtlich. An den Wochenenden parken regelmäßig Wanderer direkt neben der Kirche und einige Radwege und Mountainbike-Touren gehen direkt durch das Dorf.

Schön, dass nun die Kirche zur Rast einlädt und ihre Türen für Besucher geöffnet hat.

## Anmerkungen:

- 1 Im Kirchenraum liegt eine Bibel aus, in der mehrere Lesezeichen bestimmte Bibelstellen markieren. Diese sind an Schlagworten orientiert, die für Radfahrer, Wanderer und Pilger von situativer Bedeutung sein können. Zu jedem Schlagwort gibt es einen kurzen ignazianisch geprägten Impuls. Beispiele: Ausruhen Gen 2,2; Durst Joh 4,7-15; Ein Ziel haben Mt 2,1-6; Der Gute Hirte Ps 23
- 2 Ortsausschüsse im Erzbistum Köln haben die Aufgabe, kirchliches und gesellschaftliches Leben vor Ort zu entwickeln und zu organisieren. Sie wirken im Auftrag des Pfarrgemeinderates.
- 3 Valentin Dessoj, Kirche braucht Profis – aber keine Gemeindeferenten/innen, in Kairos 2017, S. 2 (PDF-Download unter: <http://www-kairos-cct.de>).
- 4 Eigenschaften, Nutzen und Corporate Design lassen sich mit dem Markensteuerrad ermitteln. Vgl. Florian Sobetzko, Matthias Sellmann, Gründer\*innenhandbuch für pastorale Start-ups und Innovationsprojekte, S. 281.
- 5 Vgl. dazu die „Ecclesiopreneurship Canvas“ in: Ebd. S. 162ff.
- 6 Hans-Peter Kerkeling, Ich bin dann mal weg. Meine Reise auf dem Jakobsweg. München 2006, S. 342.
- 7 Kriterien für Radwegkirchen sind: Nähe zu einem Radwanderweg, Öffnung tagsüber von Ostern bis Allerheiligen, Hinweisschilder, Kirchenraum als geistlicher Raum gestaltet. Darüber hinaus sind Angebote zu Gebet und Besinnung, Möglichkeiten zur Rast, Zugang zu Trinkwasser und Toiletten, sowie Informationen zur Umgebung üblich (nach den Leitlinien der EKD).
- 8 Im Vorraum der Kirche befindet sich eine Deutschlandkarte, auf der die Besucher ihren Herkunftsort mit einer Stecknadel markieren können. Längst nicht alle machen davon Gebrauch, so dass die tatsächliche Besucherzahl deutlich höher liegt. Dies passt zu den Eindrücken der Dorfbewohner, die nun besonders an den Wochenenden verstärkt auswärtige Besucher antreffen.

# Heilig, konkret und zukunftsfähig

## Heiliges in der Vergangenheit

„Etwas“, das ehemals im Gespräch war, Bedeutung hatte, mit Hoffnungen und Sehnsüchten verbunden wurde, Anerkennung verschaffte, mit Magie behaftet war und oder schnellen Gewinn versprach, über das aber anhaltend nicht mehr gesprochen wird, also aus welchen Gründen auch immer der Aufmerksamkeit weiten Teilen einer Gesellschaft verlorengegangen scheint, ist out.

Das bedeutet aber nicht, dass dieses „Etwas“, im Unterbewusstsein von Teilen einer Gesellschaft kein Präsenzpotential mehr hätte.

Denn in einer Gesellschaft, mindesten aber in einigen seiner Teilgesellschaften kann es so etwas wie ein „kollektives“ Unterbewusstsein geben, in das u. A. vergangener Status, religiöse Traditionen, Identitätssehnsucht, das Heilige oder auch Ausgrenzungsmechanismen hineinversickert sind, die - z. B. von äußeren Einflüssen „gereizt“ - aus dem Raum des „Unterbewussten“ sich öffentlich wieder „zu Wort“ melden könnten.

Dieser Begriff „Etwas“ lässt sich exemplarisch füllen mit der Bedeutung der Worte selig bzw. heilig.

Eine verbindliche und eindeutige Definition für das Heilige, oder dessen, was einen Menschen zu einem Heiligen (Seligen) werden lässt (jenseits des Verfahrens zur Kanonisierung) gibt es nicht. Es gibt immer nur Annäherungen wie diese, die das Heilige als eine Chiffre für Transzendenz versteht, genauer „für die unbedingte, absolute (nicht relative) Transzendenz, das heißt für eine absolut andere, unergründliche Dimension und Wirklichkeit.“<sup>1</sup>

„Etwas“ vom Heiligen war, bzw. - weiter rückläufig - ist noch präsent im Religiösen, im Unantastbaren des Zwischenmenschlichen, in kulturellen Ritualen, wie in den Träumen und Sehnsüchten der Menschen.

Heiliges wurde in der Menschheitsgeschichte immer schon mit Orten verbunden, mit Handelnden und Handlungen.

Das Heilige war „sichtbar“ unter Menschen und personalisiert in Menschen, gleichzeitig aber unsichtbar, jenseitig und unverfügbar.

Epochen der Menschheit verbanden mit dem Heiligen ihre Propheten, Helden, Vorbilder, Sieger und auch, aber nicht nur im christlichen Kontext, ihre heilig genannten (besonderen) Menschen.

Jeder der als heilig<sup>2</sup> (selig) verehrten Menschen in der Geschichte des Christentums, hat eine „nachlesbare“ Biographie, präsent zwischen Dreizeiler und Foliant, die ursprünglich erst einmal „nur“ mündlich weitergegeben wurde, und die sich mehr, aber oft auch weniger auf historisch verlässliche Daten stützte.

Doch mit dem Beginn des 21. Jahrhunderts nahm in Mitteleuropa die öffentliche Bedeutung des Heiligen, besonders im Kontext des Religiösen, weiter ab. Die Präsenz des Heiligen im Christlichen, so in der Eucharistie, in der Verkündigung, oder „verkörpert“ in den Heiligen<sup>3</sup>, verlor und verliert weiter an Interesse in der Gesellschaft und somit an lebenspraktischer Bedeutung.

Bedacht werden muss daneben aber auch die zunehmende Bedeutung der Engel für viele Menschen, individuelle Bindeglieder an das „Transzendente“, die in Bild und Skulptur aller Art, Größe und Ausfertigung neben einer Flut von Engelliteratur u. A. die Regale im Buchfachhandel füllen. Hier scheint sich quer an allen Religionen vorbei eine „Engelreligion“ zu etablieren, die keine Schriftbindung braucht und auch keine Vermittlung durch „Religionsdiener“. Eva-Maria Lerch zitiert in ihrem Artikel „Die Boten des verlorenen Himmels“



Thomas Ruster, Professor für systematische Theologie in Dortmund, der feststellt: „Der Boom der Engel revidiert die Abschaffung des Himmels.“<sup>4</sup> Hier lässt sich eine verbleibende, aus dem Unterschwelligen „geweckte“ Sehnsucht festmachen, die nach dem Himmel, dem Heiligen.

Das Heilige in seiner „herkömmlichen“ Art findet allgemainsgesellschaftlich allerdings kaum noch seinen Bezug; Beachtung entgeht ihm. Medial ist das Heilige in christlicher Deutung sterbend.

Auch wenn es augenscheinlich so ist, so bedeutet das aber noch lange nicht, dass das Heilige unterschwellig kein Präsenzpotential mehr hätte, wie oben unspezifisch schon angedeutet.

## Heilige am Anfang<sup>5</sup>

Zur Vergegenwärtigung: „Heilige“ werden im Neuen Testament ursprünglich alle Mitglieder der christlichen Gemeinde genannt: „Paulus, Apostel Christi Jesu (...), an die heiligen und gläubigen Brüder in Christus (...)“ (Kol 1,2f).

Allerdings verlor sich sehr schnell dieser allgemeine Status, vorhanden „nur“ durch die Zugehörigkeit zu einer christlichen Gemeinde.

Das heilig „Sein“, aber besonders das heilig (gesprochen) „Werden“ wurde im weiteren Verlauf der Kirchengeschichte zu einem „Leistungsprinzip“ weiterentwickelt und zeichnete fortan nur noch Menschen aus, von denen (bis heute meist in kostspieligen Verfahren) festgestellt wurde, besonders tugendhaft und glaubensstark gelebt zu haben, so wie es auch von den Aposteln und Evangelisten vermutet wurde. Schon diesen ersten Heiligen wurden besondere Wunderkräfte zugesprochen und eine privilegierte Vermittlungsfähigkeit „am Thron Gottes“ attestiert. Eine Bitte um eine solche Fürsprache ist in der Katakomben des Sebastian in Rom in einer „Kritzelei“ um das Jahr 250 belegt: „Paule ed Petre petite pro Victore“ (Paulus und Petrus, bittet für Viktor!).

## Ist Heiligwerden schwer?

Hatten es eigentlich die Heiligen, die kein Martyrium erlitten haben, in ihrem Leben besonders schwer, schwerer als ihre Zeitgenossen?

Aktueller gefragt: Haben es Christinnen und Christen, die heute z.B. konkret in Gemeinschaften oder als einzelne in der Mitte oder an den Rändern der Gesellschaften dieser Welt ihren Glauben leben, aber noch gar nicht wissen können, dass sie nach ihrem Ableben von der Kirche einmal heilig gesprochen werden, es schwerer in ihrem Leben, als z. B. ich oder so mancher von Ihnen, liebe Leserschaft, die wir wohl persönlich eher nicht mit einer Kanonisierung rechnen können?

So zu fragen liegt deshalb nahe, da, um auch heute heilig gesprochen zu werden, eine heroische Tugendhaftigkeit zu belegen ist, ein exemplarisch vorgelebtes, asketisches Christuszeugnis, also die vorbildliche Nachfolge Christi in Glauben, Hoffnung und Liebe, sowie ein gerechter kommunikativer Umgang mit den Mitmenschen ihrer Zeit.

Das klingt nicht nach einem Leben auf dem Ponyhof. Da wird angemahnt: Ein Leben in angestrebter Perfektion, Disziplin, Kompromisslosigkeit gegen sich selbst, Entsagung, ggf. auch nach Leid und Lebensbedrohung, sowie Selbstbeherrschung, im Extrem bis hin zur Selbstaufgabe. „Leicht“ geht anders!

## Heilige sterben aus?

So gesehen bedarf es kaum der Erwähnung, dass ein Lebensstil mit solch hohem Anforderungsprofil dem heute in unseren Breiten gängigen Lebensstil eher nicht entspricht.

Aber bedeutet dann ein persönliches nicht in Betracht Kommen eines solchen Lebensstils, auch unter Christen, dass unsere Zeit keine potentiell Heiligen für die Zukunft hervorbringen wird und uns deshalb in Zu-

kunft die Menschen ausgehen, die heilig gesprochen werden könnten?

Dabei konnten die letzten Päpste, so der 264. 265. und 266. Bischof von Rom, noch auf über 1500 Persönlichkeiten zurückgreifen, um sie in das Martyrologium einzutragen. Allein im bisherigen Pontifikat von Papst Franziskus sind über 100 Persönlichkeiten „kanonisiert“, die im 20. und 21. Jh. gelebt haben.

## Spuren alt verehrter Heiligen

Wer heute in Europa durch eher kleinere Ortschaften geht, der kann an so mancher Kirchen- und Hausfassade, auf Brücken oder in Denkmälern Heiligenfiguren entdecken, die in der Regel durch ihre Attribute über sich Auskunft geben können, bei entsprechender Dekodierungsfähigkeit der betrachtenden Menschen.

Natürlich bergen die von Touristen aller geistlichen und geistigen Bekenntnisse, aber auch denen ohne ein solches, besuchten „Großkirchen“ des Christentums, ob in Paris, Köln, Prag, Rom, Warschau, Mailand, Santiago oder Barcelona eine Fülle von Heiligendarstellungen, die oft einfach überfordern.

In der Sprache wird das Heilige eher im Fragment bemüht um zu deuten: nicht perfekt, also kein Heiliger; überheblich, also kein Heiligenschein.

## Heilige „lassen gehen“

In den Medien fand z.B. der Gottesdienst auf dem Petersplatz anlässlich der Heiligensprechung von Papst Johannes Paul II. (\* 18.05.1920 / † 2.04.2005) am 27.04.2014<sup>6</sup> ein Echo weltweit, zu dem ca. 5 Millionen Menschen nach Rom aufgebrochen, teilweise auch gepilgert sind.

Auch die Heiligensprechungen des Erzbischofs von San Salvador, Óscar Arnulfo Romero Galdámez (\* 15.08.1917 / † 24. März 1980) am 14.10.2018 fand mediale Beachtung, auch in seinem Heimatland El Salvador.

Wenn Heilige verstärkt „gehen lassen“, scheint das Interesse an ihnen wieder leicht zuzunehmen.

Das klassische Format des „Gehens“ ist die Prozession, Menschen gehen, schreiten, hüpfen (zwei vor, eins zurück) oder tanzen hintereinander her, in der besonders an den Gedenktagen der Heiligen ihre Bildnisse, aber auch Reliquien von ihnen mitgetragen werden.

Aber: In so mancher deutschen Stadt kann eine Prozession daherkommen wie ein Trauermarsch der letzten ewig Gestrigen, fast schleichend durch leere Gassen, und immer in der schützenden Sichtweite zur eigenen Kirche.

Aber: Andere Prozessionen werden von einer großen Anzahl von Motorradfahrern mit ihren Maschinen dominiert. Wieder andere Prozessionen zeichnen sich auch aus durch Trachtenträgerinnen und Trachtenträger, eine Vielzahl von Motivfahnen und manchenorts auch durch die Mitnahme von Pferden.

Die Prozessionskultur anderer europäischer Länder ist oft geprägt von starken Emotionen, aufwendigem Schmuck, und auch kommerziellen Aktivitäten.

Die Prozessionskultur des Christentums ist erlebbar auch in Prozession zu heiligen Pilgerorten wie Santiago de Compostela, Jerusalem, Rom, Lourdes oder Fátima.

## Magie des Heiligen

In manchen Epochen stand die Verehrung der Heiligen in der Gefahr, mit Magie und Zauberei in Verbindung gebracht zu werden.

Schon Amos hält im Alten Testament dagegen und lässt prophetisch wissen: „Ich hasse, ich verwerfe eure Feste, und eure Festversammlungen kann ich nicht mehr riechen: Denn wenn ihr mir Brandopfer opfert, missfallen sie mir (...). Halte den Lärm deiner Lieder von mir fern! Und das Spiel deiner Harfen will ich nicht hören. Aber Recht ergieße sich wie Wasser und Gerechtigkeit wie ein immer

fließender Bach" (Amos 5,21-24 Elberfelder Bibel).

Gegen eine von Aberglauben geprägte Heiligenverehrung, die den Heiligen magische Kräfte zusprachen und sie direkt anbetete, wandten sich schon vor der Reformation die Bogomilen, die sich im 11. Jh. nach Westeuropa ausbreiteten, und u. A. die Verehrung von Ikonen ablehnten.

Die Reformation lehnte den Kult um die Heiligen ab, da er sich nicht von der Bibel her begründen lässt. Das Konzil von Trient (1545 bis 1563) bestätigte dagegen, dass es gut und nützlich sei, die Heiligen anzurufen, um durch ihre Fürbitte Gottes Wohlthaten zu erlangen.

## Was ist am Heiligen dran?

Was waren die Beweggründe, weshalb in den unterschiedlichen Epochen der Kirchengeschichte das Heilige, die Heiligenverehrung immer wieder in das Zentrum persönlicher und auch gemeinschaftlicher Frömmigkeit gerückt wurde? War es für das gläubige Volk ausschließlich die fromme und selbstlose Verehrung der Heiligen aufgrund ihrer herausragend gelebten Gottesnähe, oder die „zweckfreie“ Verneigung vor der Spur des Göttlichen in irdischer Materie?

Allein schon die Tatsachen, dass Heiligen bestimmte „Zuständigkeiten“ zugeordnet wurden und werden, lässt Phantasien aufkommen. So bei der Heiligen Genoveva (Gedenktag 3. Januar): Sie ist Patronin von Paris sowie der nach ihr benannten Orden und Vereine, der Frauen, Hirten, Hutmacher, Wachszieher, Weingärtner, auch gegen Krieg, Trockenheit, Pest, Fieber und Augenleiden. Da ist man doch geneigt, als Hutmacher in schlechten Zeiten an ihrem Bildnis eine Kerze mehr anzuzünden. Ähnliches empfiehlt das Brauchtum bei dem Heiligen Antonius von Padua (Gedenktag 13. Juni) in Sachen „verloren und wiedergefunden“; eine Münze in „seinen“ Op-

ferstock geworfen, bewirkt „wundersames Auffinden“.

Jedoch das „Heilige“ als solches quillt aus dem, der einzig der Heilige in Fülle ist. Und weil Gott nicht käuflich ist, ist das Heilige im irdischen Gewande daherkommend auch nicht bestechlich.

Hier ist aber zu bedenken: Birgt das symbolische Zeichen des Loslassens, angezündet in der angezündeten, und so zum Vergehen bestimmten Kerze, oder in der „unwiederbringlich“ losgelassenen Münze, in Verbindung mit dem festen Glauben an den Gott des gelingenden Lebens, nicht etwas von dem Zauber des letztlich unfassbar Heiligen, in die von Menschen machbare Sichtbarkeit hinein? Keine Magie, keine faule Zauberei, aber Andeutung der Macht des Heiligen in irdischem Gefäß, gehalten in Menschenhand!

## Dem Heiligen auf der Spur in die Zukunft

Auch wenn das Interesse an Heiligenverehrungen und der regelmäßigen Feier organisierter Rituale an „heiligen“ Orten wie Gottesdiensten aller Art abgenommen hat, so lässt sich trotzdem (z. B. in Deutschland) eine Sehnsucht nach dem „Zauber des Heiligen“ feststellen, dem Wunsch von Heiligem berührt zu werden. Das ist spürbar z. B. an steigenden Besucherzahlen von Weihnachtsgottesdiensten, an der Zunahme von entzündeten Kerzen in Kirchen sowie dem steigenden Interesse an Pilgerfahrten.

Um diesem Anliegen auf den Grund zu gehen, hilft es, einen Blick auf das Heilige zu werfen: bei dem Soziologen Prof. Hans Joas, dem Heiligen Ignatius von Loyola und Papst Franziskus.

## Hans Joas

Der Ausgangspunkt der Religionstheorie von Hans Joas, wie er sie in seinem Buch „Die Macht des Heiligen“ entfaltet, sind menschliche Erfahrungen. Gemeint sind

aber nicht die alltäglichen Erfahrungen, sondern außeralltägliche Erfahrungen, jene also, mit denen der Mensch an bestimmten Punkten seines Lebens, ob gewollt oder nicht, „über die Grenzen ihres Selbst hinausgerissen werden“.<sup>7</sup>

Diese führt Joas weiter aus am Beispiel des Verliebten:

„Man begegnet einer Person und wusste das gar nicht vorher, dass einem das heute noch passieren wird, sozusagen, und diese Person lässt einen nicht mehr los. Und wenn sich das weiterentwickelt zwischen den beiden Personen, tritt tatsächlich eine Veränderung des eigenen Selbst ein, eine Verlagerung des Zentrums der eigenen Lebensführung.“<sup>8</sup> Weiter bemerkt er, dass dieser geliebte Mensch wichtiger als der Liebende selbst werden kann.

Das Heilige wird erlebbar da, wo sich in der Situation außeralltäglicher Erfahrung, also in dem „über sich hinausgerissen Werdens“ notwendig starke Emotionen aufladen. Und zu den „Nebensächlichkeiten“ solcher außeralltäglichen Erfahrung sagt Joas: „Selbst triviale Objekte, die in einer solchen Situation eine Rolle gespielt haben, bleiben nicht trivial. Der Ort bleibt in Form szenischer Erinnerung im Gedächtnis, es bleiben Gerüche vielleicht, Objekte, der erste Abend in einem Restaurant mit dem geliebten Menschen und man findet irgendwann noch die Rechnung von diesem Restaurantabend, einen höchst trivialen Gegenstand. Und man spürt, man kann ihn nicht wegwerfen, weil er aufgeladen ist mit dieser intensiven Erinnerung an dieses außeralltägliche Erlebnis.“<sup>9</sup>

Dieses Heilige bei Joas könnte trivial erscheinen, allein schon in seiner „Darreichungsform“ des „herausgerissen Werdens“, gemessen an dem Heiligen im christlichen Verständnis.

Aber beide „Wahrnehmungen“ sprechen von dem Heiligen aus der Unverfügbarkeit seines Selbst, inmitten einer Welt.

## Heilige Ignatius von Loyola

Dem Heiligen weiter auf der Spur, ergänzt durch einen zentralen Gedanken des Hl. Ignatius von Loyola: „Gott in allen Dingen finden!“ Von Gott, von dem Ignatius spricht, bekennt das zweite Hochgebet: „Ja, du bist heilig, großer Gott, du bist der Quell aller Heiligkeit.“ Für Ignatius sind die Dinge in dieser Welt nur deswegen greifbar, um in ihnen den „durchschimmernden“ Gott zu erkennen. Ignatianische Spiritualität sucht Gottes Spuren, das Heilige in den alltäglichen Verrichtungen unseres Lebens, in unseren Biografien. In dem „Zwischen“ in unseren Leben und „unseren Dingen“ geschieht das Heilige, ist Gott zu „ent – decken“.

## Papst Franziskus

Papst Franziskus betont am Anfang seines Apostolischen Schreiben „Gaudete et exsultate“: „Es soll hier nicht um eine Abhandlung über die Heiligkeit gehen, mit vielen Definitionen und Unterscheidungen, die dieses wichtige Thema bereichern könnten, oder mit Analysen, die über die Mittel der Heiligung anzustellen wären. Mein bescheidenes Ziel ist es, den Ruf zur Heiligkeit einmal mehr zum Klingen zu bringen (...).“<sup>11</sup> Den Klangkörper, in der Heiligkeit klingen kann, deutet der Papst so an:

„Irgendwann werden wir uns mit der Wahrheit über uns selbst konfrontieren müssen, um sie vom Herrn durchdringen zu lassen, (...).“<sup>12</sup> Diese Konfrontation beschreibt der Papst mit den Worten von Carlo Martini: „Wenn man (nicht) auf einmal an den Rand des Abgrunds, der schwersten Versuchung gerät, ausgesetzt auf den Klippen der Verlassenheit, ausgesetzt auf einem einsamen Gipfel, wo man den Eindruck hat, völlig im Stich gelassen zu sein.“<sup>13</sup>

Über das Heilige sinniert Franziskus weiter: Es „impliziert nicht einen apathischen, traurigen, säuerlichen, melancholischen Geist oder ein schwaches Profil ohne Kraft.

Der Heilige ist fähig, mit Freude und Sinn für Humor zu leben.“<sup>14</sup>

## Die neue Kraft des Heiligen

Die Kraft des Gedankens von Hans Joas, das Heilige ist spürbar in außeralltäglichen Erfahrungen, in dem „über sich hinausgerissen Werden“,

zusammengelegt mit dem Weckruf des heiligen Ignatius Gott, den allein Heiligen, „in allen Dingen finden zu können“;

beide Gedanken konkretisiert auf den Einzelnen hin mit dem Gedanken von Papst Franziskus, „den Ruf zur Heiligkeit einmal mehr zum Klingen zu bringen“:

Diesen, aus drei Quellen gespeisten Erkenntnispfad durch das eigene Leben weiter verdichtet und erlebnisoffen zu gehen, ermöglicht: Persönlich ungewohnte Selbsterkenntnis, unterschwelliges Präsenzpotential des Heiligen in der Gesellschaft zu wecken und eine „neue“ Sicht auf die traditionellen Heiligen und das Heilige!

Vielleicht leben wir jetzt in der Zeit, in der sich der Kairos anbahnt, das Gefühl für das Heilige, das in den letzten Generationen über deren Sprachlosigkeit in das Unterbewusste der Gesellschaft versickert ist, „gereizt“ durch die Sehnsucht nach dem Heiligen der Menschen heute, wieder in die Sprachfähigkeit zu führen, und so dem Erleben des Heiligen das Wort zurückzugeben.

Gerade auch die katholische Kirche kann der Ort wieder werden, an dem auch für „kirchenferne“ Menschen die Sprachfähigkeit im Erleben des Heiligen neu erlernt werden kann.

Das kann die katholische Kirche nur erlebbar machen in der reduzierten Form ihrer selbst, in der das Heilige ohne den ganzen „Ballast“ der Kirche erlebbar wird: z. B. im Weihnachtsgottesdienst, im sakralen Raum; im Licht der Kerze bei der Gottesmutter; im Gespräch, das über die Gesprächspartner hinaus reicht; in der Ruhe

eines Kirchgartens; in der Taufspendung, die persönlich, individuell und in Wertschätzung geschieht.

In der reduzierten Form ihrer selbst, also ohne ihren ganzen „Ballast“ bedeutet:

dem Heiligen Raum geben, ohne alles unterschreiben zu müssen, was Kirche ist oder zu sein vorgibt; ohne den ganzen Apparat, Kirche zu wollen, den Kirche selbst wie den Panzer einer Schildkröte trägt. Gott lässt das Heilige „er - leben“, um den Menschen Freude zu bereiten: Gaudete et exsultate, freut euch und jubelt!

## Zurück-gelassen für die Zukunft

*Reliquien tragen der Zukunft hinterher  
was gestern auf das Schöne, Gute, Gläubige  
und Heilige reduziert  
vorgestern ein Mensch war  
der zurück ließ  
was Menschen heute  
als Schatz in ihren Herzen bergen  
um sich so zu verneigen  
vor Überresten  
die all das nicht mehr sind  
was sie zu sein auch nie vorgaben*

*Reliquien aber machen nicht traurig*

*Die Visionslosigkeit der Menschen heute  
Reliquien nicht mehr nötig zu haben  
macht traurig  
weil der Mensch vergessen hat:*

*Verehrung deutet Leben  
das in der Verneigung die Gegenwart überdauert  
und so des Menschen Blick weitert:  
Reliquie für die Zukunft zu sein*

## Anmerkungen:

- 1 Hans Kessler, Was bleibt vom Heiligen. In: Stimmen der Zeit, Heft 1 Januar 2019, S. 55.
- 2 Im weiteren Textverlauf ist mit dem Begriff „heilig“, sowie „heiligesprochen“ und weiteren Wortabwandlungen auch (wenn nicht ausdrücklich

- anderes angegeben) dessen Vorstufe, „selig“ und deren Wortabwandlungen mitgemeint.
- 3 Im Unterschied zur Heiligsprechung (Kanonisation), die die Verehrung des Heiligen in der Kirche weltweit vorsieht, ist nach einer Seligsprechung (Beatifikation) die Verehrung der betroffenen Person von der Kirche nur in einer begrenzten Region vorgesehen.
  - 4 Thomas Ruster. In: Eva-Maria Lerch, Die Boten des verlorenen Himmels. Publik Forum, Nummer 24, 21. 12. 2018, S. 52.
  - 5 Vgl.: [https://www.heiligenlexikon.de/Grundlagen/Heilige\\_Verehrung.html](https://www.heiligenlexikon.de/Grundlagen/Heilige_Verehrung.html) (26.12.2018).
  - 6 Mit Papst Johannes Paul II. wurde auch der Konzilspapst Johannes XXIII. heiliggesprochen.
  - 7 Interview mit Hans Joas, durch Andreas Main, zu Hans Joas' Buch „Die Macht des Heiligen“. Suhrkamp Verlag, 2017, Deutschlandfunk, 19.10.2017. [https://www.deutschlandfunk.de/hans-joas-die-macht-des-heiligen.886.de.html?dram:article\\_id=398429](https://www.deutschlandfunk.de/hans-joas-die-macht-des-heiligen.886.de.html?dram:article_id=398429).
  - 8 Ebd.
  - 9 Ebd.
  - 10 Messbuch, Die Feier der Heiligen Messe. Für die Bistümer des deutschen Sprachgebietes. Herder Verlag, 1984, S. 484.
  - 11 Papst Franziskus. „Freut euch und jubelt“, Schreiben „Gaudete et Exsultate“, Über den Ruf der Heiligkeit in der Welt von heute. Patmos Verlag, 2018, S. 21.
  - 12 A. a. O. S. 36.
  - 13 A. a. O. S. 36.
  - 14 A. a. O. S. 85.

Klaus Thranberend/Luis Reichard/  
Martin Schmidt

## Liturgie ist Kommunikation

Großartig ist es formuliert – das Ziel, welches das 2. Vatikanische Konzil für alles liturgische Handeln benennt: „Das christliche Leben unter den Gläubigen mehr und mehr zu vertiefen, die dem Wechsel unterworfenen Einrichtungen den Notwendigkeiten unseres Zeitalters besser anzupassen ... und stärken, was immer helfen kann, alle in den Schoß der Kirche zu rufen.“ Dazu sei die Liturgie ein besonderer Ort. (SC 1)

Liturgie ist Kommunikation: Gottes mit den Menschen und der Menschen untereinander – und es ist die Aufgabe allen seelsorglichen Handelns, „bei liturgischen Handlungen darüber zu wachen, dass nicht bloß die Gesetze des göltigen und erlaubten Vollzugs beachtet werden, sondern auch dass die Gläubigen bewusst tätig und mit geistlichem Gewinn daran teilnehmen“ (SC 11). – Und ein Weiteres: Der eigenen Musiküberlieferung der Menschen, die in ihrem religiösen und sozialen Leben große Bedeutung hat, soll gebührende Wertschätzung entgegengebracht und angemessener Raum gewährt werden – und das nicht, damit sich die Menschen an die Liturgie anpassen müssen, sondern umgekehrt: um die Liturgie an die „Eigenart der Völker“ anzupassen. (SC 119)

Liturgie ist nicht mehr die haltgebende Ordnung, in die Menschen sich gehorsam zu fügen haben, sondern das Konzil eröffnet einen Raum für die musikalische Gestaltung der Liturgie, der von beiden Seiten gleichberechtigt gestaltet werden muss.

Zwar spricht der Konzilstext hier von Missionsländern, aber wer wollte bestreiten,

dass eine soweit säkularisierte Institution wie eine Universität oder Hochschule zum Missionsland geworden ist – und das Christentum eine Minderheit, die von sich aus aktiv werden muss, um den Auftrag des Konzils zu erfüllen – die eigene Einrichtung der Notwendigkeit unseres Zeitalters besser anzupassen.

Mit dem Semestereröffnungsgottesdienst für Studierende zum Wintersemester 2018/19 hat sich die KHG Köln vor allem im musikalischen Bereich dieser Aufgabe angenommen und ist in Kommunikation gegangen – mit zeitgenössischer (Pop-) Musik, ihrer Spiritualität und Religiosität, um den Forderungen des Konzils gerecht zu werden.

Auslöser für dieses durchaus risikoreiche Vorhaben war der Eindruck, dass das Liedgut in unseren Gesangsbüchern bei weitem nicht schnell genug der Zeit folgen konnte und fast alle Lieder für junge, kritische Messbesucher/innen inhaltlich und stilistisch überholt wirken und eher Abschreckung erzeugen.

Um als Hochschulgemeinde als einladend und glaubwürdig wahrgenommen zu werden, muss auch die Gestaltung der Gottesdienste näher an den Zeitgeist gerückt werden. Hier gilt es, aus der kirchenmusikalischen Routine auszusteigen.

Natürlich gibt es das Genre der christlichen Popmusik. Songs dieser Art zu verwenden war dabei keine Option und das aus zwei Gründen: Zum einen ist diese Musik (wie auch das Neue Geistliche Lied) nur in einer Nische populär und spielt für die allermeisten Studierenden keine Rolle. Zum anderen fand die Produktionsgruppe diese Kombination von Pop und Bibeltexten eher manipulativ-naiv, wenngleich viele Bands dieser Stilrichtung erstaunlich professionell arbeiten.

Ziel war es also, Songs der letzten zehn Jahre, und zwar solche die auch im Radio bzw. in Clubs gespielt wurden und werden,

in den Gottesdienst einzugliedern. Spiritualität in Populärmusik zu finden klingt zunächst einmal nach einem aussichtslosen Unterfangen. Popmusiktexte soll vielen Menschen gefallen und möglichst jedem die Möglichkeit geben, sich emotional zu identifizieren. Wie soll das mit Spiritualität zusammen gehen, wenn doch die Welt immer säkularer wird?

Dennoch ergab jedenfalls die Recherche, dass spirituelle Fragen absolut mainstreamfähig sind. Trotz der zunehmenden Kommerzialisierung von Musik generieren einige Weltstars gerade auch über individuelle spirituelle Bekenntnisse und Tiefgründigkeit in ihren Songs eine große Hörschaft.

Natürlich braucht jede Form von Musik einen Transformationsprozess, bevor sie im Kirchenraum und besonders in der Liturgie funktioniert. Ein Gottesdienst ist kein Konzert, daher hielt sich die Band im Hintergrund. Um einen größeren technischen Aufwand kommt man kaum herum, hier wurde teilweise pragmatisch entschieden, sodass manchmal akustische Fragen den liturgischen bzw. optischen untergeordnet waren. Beim Arrangement sollten akustische Fragen allerdings übergeordnet sein, denn Bandmusik klingt in den meisten Kirchenräumen nicht transparent. Hier fließt viel Arbeit ins Ausdünnen, die Frequenzaufteilung und die Findung geeigneter Tempi. Durch die Mitwirkenden (Studierende bzw. Absolventen der Kölner Hochschule für Musik und Tanz) war eine authentische Interpretation möglich, die essenziell für die Akzeptanz bei der Zielgruppe ist.

Ein Fallstrick kann sein, die Songs allzu christlich auszudeuten und die Gemeinde im Gottesdienst mit theologisierten Details zu langweilen. Die Spiritualität der Lieder erschließt sich dem Rezipienten selbst und muss nicht gelenkt werden. Hier sollte nicht durch reflexhafte biblische Einhebungsversuche eine freiere spirituelle Deutung des Einzelnen verhindert werden.

Die Liturgie der Messe und der Kirchenraum machen jedoch ein starkes christliches Bezugsangebot. Die „Bühne“ wurde dem liturgischen Geschehen überlassen, die Songs waren der vertraute Soundtrack zur Messe, einem so manchen vielleicht fremd gewordenen Geschehen. Einige schöne Momente ergaben sich, wenn Popsong und kirchliches Liedgut bzw. Text sich die Klinke in die Hand gaben. So war auch die aktive Teilnahme der Gemeinde am Gottesdienst gegeben.

In die Mitte des Songs „Don't you worry child“ („... cause heaven's got a plan for you“) wurde ein Kyrieruf hinein komponiert und der Hit „Counting Stars“ von OneRepublic („I been prayin' hard. Said no more counting dollars, we'll be counting stars“) ging nahtlos über in eine mit neuem Text versehene Version des Kirchenlieds „Fest soll mein Taufbund“. Hier ist ein Taufverständnis anschlussfähig, bei dem es um die Eingliederung in eine Gemeinschaft geht, die sich den Ökonomisierungszwängen widersetzt und der es vor allem um die Stärkung von Mensch und gottgegebenem Talent geht.

Das sehr bewegende Lied „Holoscene“ von Bon Iver („And once I knew I was not magnificent, I could see miles“) machte während der abebbenden Kommunionausteilung Bekanntschaft mit dem Taize-Ruf „Laudate Omnes Gentes“, die Gitarrenbegleitung konnte beinahe unverändert fortgesetzt werden. Hier war Fingerspitzengefühl und ein großes Repertoire an Arrangement Technik sowie Kenntnis der Bereiche Populärmusik, Liturgie und Kirchenlied gefragt.

Wie reagiert nun eine studentische Gemeinde auf diese Art von Gottesdienstgestaltung? Zwiegespalten kann man sagen. Für manche war es fast schon ein Schock, die beiden Welten (Kirche und Populärmusik) zusammenkommen zu sehen. Es gab trotz eines übersichtlichen Liedblatts zunächst eine große Unsicherheit, ob und inwiefern Beteiligung, sprich Mitsingen erwünscht ist. Hier sitzt offensichtlich der Eindruck sehr tief, dass man sich in Grup-

pen erst einmal zurückhaltend verhält, gerade wenn etwas Unvorhergesehenes passiert. Nach und nach begannen aber viele, auch die Refrains der Popstücke mitzusingen. Am Ende war es aber dann doch ein Taizé Klassiker, der zu Höchstleistung animierte. Hier merkt man, dass Populärmusik zwar viel gehört, aber gar nicht so viel selbst gesungen wird. Es gilt abzuwägen, an welcher Stelle man Beteiligung gezielt evoziert und ganz niederschwellig anleitet und wann ein aktives Zuhören angebracht ist.

Viele Rückmeldungen motivierten, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfeinern. Spiritualität in aktueller Populärmusik zu finden, glückte in jedem Fall und erstaunte viele Gemeindemitglieder – und wenn es Liturgie gelingt, Menschen zum Staunen zu bringen, ist das nicht das Schlechteste.

#### Anmerkung:

- 1 Verwendet wurden die Lieder:
  - *Walk on Water* (30 Seconds to Mars) zum Eingang
  - *Don't you worry child* (Swedish House Mafia) zum Kyrie
  - *House'lleluja* (Stromae) vor Ruf vor dem Evangelium
  - *Counting Stars* (OneRepublic) nach der Predigt
  - *Hey Brother* (Avicii) zum Friedensgruß
  - *Holoscene* (Bon Iver) zur Kommunion
  - *Papaoutai* (Stromae) zum Schluss.



# Literaturdienst

**Markus Etscheid-Stams, Regina Laudage-Kleeberg, Thomas Rünker (Hrsg.): Kirchenaustritt – oder nicht? Wie Kirche sich verändern muss. Freiburg i. Br. 2018, 306 Seiten, ISBN 978-3-451-38071-6, 29,- Euro.**

Das handliche und gut gegliederte Buch soll, wie der Essener Generalvikar Msgr. Klaus Pfeffer in seinem brillant formulierten „Vorwort“ „Kirchenaustritte dürfen uns nicht egal sein“ formuliert, „nicht die Bücherregale anreichern“, sondern soll dazu beitragen, „unsere kirchliche Wirklichkeit weiter zu entwickeln und zu verändern“. Das in fünf differenziert gegliederte Kapitel unterteilte Buch behandelt drei Themenschwerpunkte: Ausgehend von dem außerordentlichen Strukturwandel im Ruhrgebiet (1. Veränderung als DNA der Kirche im Bistum Essen) wird die kirchliche Entwicklung (z. B. von 327 auf 42 Pfarreien, Gottesdienstbesuch von 32% auf 8%) skizziert, die nach einem „Vertrauensverlust durch den Missbrauchsskandal“ (S. 20) in dem ab dem Jahre 2011 begonnenen „Dialogprozess“ als „Aufruhr im Ruhrbistum“ beschrieben wird. Neben den Austrittsstatistiken mit anschaulichen Beispielen werden in der anschließenden Meta-Studie die „Dimensionen der Kirchenbindung“ bis hin zur „Kirche als Heimat“ (S. 80) (mit sehr interessanten Kapiteln über den „sonntäglichen Gottesdienst“ und den „Kasualien“) aufgearbeitet und mit dem Schlaglicht „auf eine Kirche, die zum Verbleib einlädt“ abgeschlossen; aber die Aspekte der „Kollateralschäden“ bei der Schließung von kirchlichen Einrichtungen hat man wohl nicht thematisiert. Im dritten Kapitel (S. 125-207) werden die „Austrittsmotive“ im „Mixed Methods-Design“ gut dargestellt sowie übersichtlich (z. B. Tabelle S. 144) und exemplarisch in 12 Haupt- und 23 Unter-Kategorien erläutert.

Danach besteht zwar ein besonderer Zusammenhang zwischen Kirchensteuern und Kirchenaustritt, jedoch ist dabei die Kirchensteuer eher Auslöser als tatsächliche Ursache für einen Austritt. Der hat seine wesentlichen Gründe meist in „Entfremdung“ und „fehlender Bindung“. Dabei sind die „Qualität der Seelsorge in den Gemeinden vor Ort“ ein wichtiges Kriterium, speziell die Erfahrungen im Zusammenhang mit besonderen persönlichen Gottesdiensten, wie z. B. Taufen, Trauungen oder Beerdigungen. Besonders bei den 25- bis 35-Jährigen wäre hier eine bewusste Hin-

wendung zu den Menschen angeraten, weil in diesem Alter die Zahl der Kirchaustritte besonders hoch ist, da gerade in dieser Generation das „Erscheinungsbild der Kirche“ mit einer „nicht mehr zeitgemäßen Haltung“ verbunden wird.

Besonders ansprechend und methodisch gehaltvoll ist das vierte Kapitel (S. 208- 288) über „offene Ränder“ und „vielgestaltige Zugehörigkeiten“, das in sechs Hauptpunkten „Theologische Reflexionen zu einer pluralitätsfähigen und engagierten Kirche in Bewegung“ u. a. „ein pluralitätsfähiges Bild einer lernenden Kirche“ anbietet, allerdings dabei keine Perspektiven zum Lernen aus der Kirchengeschichte aufzeigt. Dafür wird aber die „Erprobung alternativer Kirchenfinanzierungsmodelle“ im Hinblick „auf ein mögliches zukünftiges Ende des Kirchensteuermodells“ (S. 282) empfohlen. Zugleich ist damit auch ein sehr hoher und komplexer Maßstab für die laufende und zukünftige Priester-Ausbildung und Fortbildung benannt, die sich ebenfalls nicht in einer „Blüte-Phase“ in Deutschland befindet.

Von den 12 Autorinnen und Autoren wurden ihre Kapitel mit Fußnoten und jeweils den Kapitel nachgestellten Literaturverzeichnissen gut ausgestattet. Im Schlusskapitel (S. 289-306) betonen die drei Herausgeber, dass (aber weniger wie) „sich die Kirche ändern“ muss, um „dauerhaft die Anzahl der Kirchaustritte zu senken“ und „die Attraktivität des Verbleibs in der Kirche zu erhöhen“ bzw. nicht nur „Selbstauflösung“ zu betreiben. Dies wird auf den drei Entwicklungsfeldern angedeutet: 1. Qualität der Pastoral und 2. Mitglieder-Management sowie 3. Image und Identität der Kirche. Wie konkret dazu die „kirchliche Erneuerung – nicht nur im Bistum Essen“ in der im 21. Jahrhundert u. a. von Digitalisierung, Erosionen, Migrationen und Säkularisation geprägten Ruhrgebiets-Gesellschaft gestaltet werden soll, wird im abschließenden „Reflexions-Rahmen“ zumindest noch angedeutet.

Es ist einerseits sehr mutig und verdienstvoll in diesem aktuellen und „heißen“ Debatten-Feld, in dem zeitgleich mit der Schließung der letzten Kohle-Zeche im Ruhrgebiet auch das eigene Institut für kirchengeschichtliche Forschung des Bistums Essen aufgelöst wurde, einen solchen kompakten, lesenswerten und methodisch soliden Beitragsband auch für die anderen (westdeutschen) Bistümer vorgelegt zu haben und u. a. auf der Mülheimer Akademie „Die Wolfsburg“ auch zu präsentieren. Andererseits bleibt dem leicht lesbaren Buch nur zu wünschen, dass es nicht unbeabsichtigt die weiteren negativen Entwicklungen noch beschleunigt.

*Reimund Haas*

---

# Auf ein Wort

---

## „Christus berührbar machen“???????

Es gibt Redewendungen und Phrasen, die sich epidemisch ausbreiten – aber unsinnig sind. Diese ist eine davon. Dass sie unsinnig ist, merken Sie unmittelbar, wenn Sie einen Menschen fragen: „Entschuldigung, darf ich Sie mal berührbar machen?“ Dass diese Redewendung aber für Christen total unmöglich, ja Überheblichkeit und Unglauben ausdrückt, das zeigt ganz schlicht und einfach die Grammatik. Subjekt, handelnder und aktiver Teil ist der Christ oder die Kirche. Objekt, behandelter, passiver Teil ist Christus. Da wird was auf den Kopf gestellt. Da die Christenheit in ihrer Geschichte mit diesem Jesus aus Nazareth schon viel gemacht hat, ihn in Bildern, Worten und Werken bis zur Unkenntlichkeit entstellt hat, sollten wir das Machen bitte endgültig lassen. Er ist der Herr, dem wir folgen können, und nicht einer, mit dem wir was machen können (Dostojewski, Großinquisitor).

Dass das Anliegen, welches dahinter liegt, aber ein ernstes ist, ist eine andere Sache. Wo können Menschen heute etwas davon erfahren, was den Mann aus Nazareth bewegt hat und wofür er sein Leben gegeben hat? Nur im Leben der Menschen, die versuchen ihm nachzufolgen. Wenn da etwas sichtbar wird, was so gegen allen Trend der Zeit steht: Feindesliebe; Bereitschaft, Konflikten nicht aus dem Weg zu gehen; dass es keine Menschen erster und zweiter Klasse gibt; dass man einander Schuld vergibt und nichts nachträgt, keine Intrigen spinnt und im Hintergrund keine Strippen zieht, sondern Offenheit und Ehrlichkeit lebt; wer der erste sein will soll der Diener aller sein ... Ja, da kann Jesus den Menschen erfahrbar werden. Nicht Machen und Herrschen, sondern Nachfolge.

*Pfr. Johannes Krautkrämer, Köln*

### **Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Prof. Dr. Egbert Ballhorn, Winterfeldtstraße 28, 44141 Dortmund | AOR Dr. Thomas Föbel, Universität Bonn, Kath.-Theol. Fakultät, Regina-Pacis-Weg 1, 53111 Bonn | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | PR Markus Urbatzka, Paulusstraße 8, 51688 Wipperfürth | Pfr. Christoph Stender, Michaelsbergstraße 6, 52066 Aachen | Pfr. Klaus Thranberend, Katholische Hochschulgemeinde (KHG) Köln, Berrenrather Straße 127, 50937 Köln | Luis Reichard, Beuelsweg 18, 50733 Köln | Martin Schmidt, Merowinger Straße 31, 50667 Köln

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: [gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de](mailto:gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de)

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt  
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E